Lenore,

ein Roman

nach der

Bürger'ſchen Ballade,

Pittor.

Motto:
Farewell to life, but not adieu to thee.
Byron.

Leipzig,
bei Chriſtian Ernſt Kollmann,
1830.

Lenore,

ein Roman nach der Bürger'schen Ballade.

Erſtes Capitel.

Der Paſtor und die Paſtorin.

Nahe bei einer bedeutenden Mittelſtadt lebte in einem freundlichen Dörfchen der fromme Prediger Erhard, ein allgemein geſchätzter und geliebter Mann. Er war zwar keiner von den Hochgelahrten, die in der Studierſtube ihre Tage verſitzen und verſchwitzen und ſich mit theologiſchen Klopfechtereien einen Namen zu machen ſuchen; aber deßhalb fehlte es ihm nicht an den nöthigen Kenntniſſen, um die Mitglieder ſeiner Gemeine zu guten Chriſten zu erziehen. Denn er hatte einen geſunden und unverſchrobenen Verſtand und ein richti-

ges Gefühl, und das iſt beſſer, denn all der gelehrte Wuſt und Bücherſtaub, in den ſich lichtſcheue Stubenmenſchen begraben. Er las gern ein gutes Buch, um mit der aufgeklärten Zeit fortzugehen; aber das hatte ſeine Stunden; waren die vorbei, dann war es ſeine größte Luſt, ſeinen Garten, ſeine Baumſchule, ſeine Bienen einmal zu beſuchen, oder einen Spaziergang in das Freie zu machen.

So entfloß ihm ſein Leben, wie ein klarer, ſanfter Bach durch ſtille, blühende Auen rinnt, ungetrübt, heiter und voll ruhigen Friedens.

Nie ſehnte er ſich nach dem Geräuſch der Welt, für das ihn ohnehin ſeine bereits hohen Jahre unempfänglich machten; doch wer ihn beſuchte, dem zeigte er deßhalb kein mürriſches Geſicht, ſondern den hieß er herzlich willkommen; dann war er heiter und aufgeräumt und ſchien — gewöhnlich war er etwas ſtill — in der Geſellſchaft ſeiner Gäſte neu aufzuleben.

Der gute Erhard würde jedoch lange nicht ſo glücklich geweſen ſeyn, wenn er ganz für ſich allein in der Welt geſtanden hätte. Das war aber nicht der Fall. Der Himmel hatte ihm eine Gattin zugeführt ganz nach ſeinem

Herzen, mit der er bereits vierundzwanzig Jahre verbunden lebte. Zwar wurden die ersten Jahre der Ehe mitunter durch die Melancholie seiner Maria getrübt, die sich aus einer belebten Stadt heraus auf einmal in das einsame Dörfchen versetzt sah, und mehr noch nährten ihren Hang zur Traurigkeit die Todesfälle ihrer drei ersten Kinder, die alle nach einem oder zwei Jahren starben. Aber eben diese Prüfungen des Himmels trugen auch dazu bei, das Band zwischen den beiden Eheleuten fester zu knüpfen; denn so wie sie untereinander sich selbst, konnte sie niemand anders trösten.

Gemeinsam getragene Leiden ketten zwei Menschen erst recht innig an einander. Es ist wahr, in der ersten Zeit fand Maria in Erhard nicht den Mann, wie sie ihn sich in den Stunden mädchenhafter Schwärmerei erträumt hatte. Es umflogen sie viele Freier, die weit glänzendere und einnehmendere Eigenschaften besaßen; junge Stutzer, Militaire, Adliche flatterten um sie her wie bunte Schmetterlinge, und darunter gab es mehrere, die ernsthafte Absichten auf sie zeigten und denen sie wohl lieber ihre Hand gereicht haben würde, wenn nicht ihre Eltern mehr für den Pre-

diger Erhard, als für alle die Andern gestimmt gewesen wären. Sie folgte daher der Stimme der Kindlichkeit und des Gehorsams mehr als ihren Phantasien und zog den Mann, den sie achten mußte, denen vor, die sie hätte lieben können.

Freilich kam ihr Erhard nun bald etwas trocken vor, wenn sie Vergleichungen anstellte und sie pries sich öfters im Stillen unter tausend heimlichen Thränen recht unglücklich, eine Verbindung eingegangen zu seyn, zu der sie mehr ihr Verstand, als ihr Herz bewogen hatte. Aber bald überlegte sie auch wieder, eben diese Trockenheit ihres Mannes hing mit sehr guten Eigenschaften desselben zusammen; sie war die Grundlage seines stillen, anspruchslosen und ebenmäßigen Charakters, den weder Freuden noch Leiden außer Fassung setzten.

So war ihr auch anfangs Erhards zu große Regelmäßigkeit ein Stein des Anstoßes. Es war ein Mann nach der Uhr. Sie hatte als Mädchen immer gern bis in die Mitternacht Clavier gespielt, gelesen und geschwärmt. Aber bei Erhard wurde Schlag zehn Uhr zu Bett gegangen, früh im Sommer Punkt fünf und im Winter Punkt sechs aufgestanden, und

Mittag Schlag zwölf und Abends Schlag sechs Uhr gegessen. Das war ihr im Grund der Seele verhaßt. Doch mußte sie sich darein fügen und sie sah auch hier ein, daß ohne diese Pünktlichkeit Erhard nicht der in allen Stücken so genaue und ordentliche Mann gewesen wäre, als den ihn Jedermann rühmen mußte.

Hatte sie ihren Mann schätzen gelernt, so lernte sie ihn bei den Todesfällen der Kinder auch lieben. Denn hier zeigte Erhard der erschütterten Mutter in ihrer Trostlosigkeit ein Herz, in dem alle ihre schmerzlichen Gefühle wiederklangen und das dabei festhielt an Religiosität und Gottergebenheit. Die Stunden der Trauer und der Theilnahme flochten nun das engste Band der Zärtlichkeit um ihre Seelen. Auch schien es, als ob die Hand des Unerforschlichen nun aufgehört habe, ihnen Schicksale zu bereiten, die zu ertragen wohl oft die Kraft des Standhaftesten darniederbeugt. Denn ihr viertes Kind, ein Töchterchen, blühte fröhlich vor ihren Augen empor und erfüllte ihren Sinn mit den schönsten Hoffnungen.

Dazu kam eine günstige Veränderung in der äußern Lage Erhards. Er erhielt nämlich eine einträglichere Stelle und zwar nahe bei

einer Stadt in dem romantisch gelegenen Dorfe, wo er jetzt lebte. Besonders Maria fühlte sich nun glücklich, aus der großen Abgeschiedenheit, in welcher ihr mehrere Jahre so traurig vergangen waren, nun wieder in die Nähe gebildeter Menschen versetzt zu seyn. Es kehrte ihr der Sinn für das gesellige Leben und seine Annehmlichkeiten zurück, der fast ganz in ihr erstorben war. Der häufige Besuch aus der Stadt zerstreute und erheiterte sie und die Erziehung ihrer Lenore gewährte ihr die süßesten Freuden.

Das Kind zeigte einen offnen und hellen Verstand und eine grenzenlose Wißbegierde. Ueber alle Gegenstände, die ihr in der äußern Welt aufstießen, wollte sie unterrichtet seyn und sie faßte schnell die ihr gegebene Belehrung. Der Vater freute sich über den regen Geist des muntern Töchterchens und gab ihr deßhalb schon frühzeitig Stunden in der Religion, Geschichte, Geographie, deutschen Sprache und Musik. Lenore machte schnelle Fortschritte. Nur mit dem Rechnen mochte sie sich nicht gern befassen; denn die leeren Zahlen, die weder ihr Herz, noch ihre Phantasie beschäftigten, waren ihr in den Tod verhaßt.

Auch in den weiblichen Arbeiten zeigte ſie viel Luſt und Geſchicklichkeit.

Aber wunderbar! das Mädchen war bei ihrer Wißbegierde und ihrem Fleiß ein Ausbund von Luſt und Wildheit, wenn ſie unter andere Kinder kam. Da hatte ſie nichts als Neckereien und Tollheiten im Kopfe, ja ſie zeigte ſogar zuweilen Muth genug, an den Balgereien der Knaben Theil zu nehmen und hielt ſich dabei gewöhnlich ſehr tapfer. Die um ihr einziges Kind zärtlich beſorgten Eltern verwieſen ihr oft dieſe Unart; aber ob es gleich einigemal dabei ſogar ſchon zu blutigen Auftritten gekommen war, ſo übertrat die muthwillige Lenore doch immer wieder das ihr gegebene Gebot. Es ſchien ihr einmal Bedürfniß zu ſeyn, nach den Stunden des fleißigen Sitzens ſich wieder auszutummeln.

Allgemach verſchwand jedoch die zu große Ausgelaſſenheit des Mädchens und milderte ſich mit der Reihe der Jahre zu einem ſchönen frohſinnigen Temperamente. Nur die Luſt, Andere zu necken und harmlos zu ſcherzen, blieb ihr zurück.

Die Eltern freuten ſich darüber. Sie ſahen mit ſtillem Entzücken von Jahr zu Jahr ihre Tochter zunehmen an Schönheit, Ge-

ſchicklichkeit und Bildung und prieſen ſich deßhalb um ſo glücklicher, da ſich zu dieſen Eigenſchaften ihres Kindes etwas geſellte, das ihnen erſt wahren Werth verlieh, ein gutes, frommes, gefühlvolles Herz.

Zweites Capitel.

Lenore und ihre Freier.

Lenore ſtand jetzt in der ſchönſten Blüthe ihrer Jahre. Sie galt für das reizendſte Mädchen im ganzen Umkreiſe. Ihr ſchlanker Tannenwuchs, mit dem ſich die rundeſte Fülle ihrer Formen vereinigte, ihre freie offne Stirn, ihr rabenſchwarzes Lockenhaar, das üppig wogend auf Buſen und Nacken herniederquoll, der Lilienteint ihrer Wangen, den ein leiſes Inkarnat zauberiſch röthete, ihre Adlernaſe, ihre Purpurlippen, ihr kleiner feingeſpaltener und geſchwellter Mund, ihr geiſtvolles Auge und der Ausdruck eines leidenſchaftlichen, glühenden, aufgeregten inneren Lebens, der ſich in ihrem Geſicht und allen

ihren Bewegungen malte — das Alles waren Reize, die ſich bei keinem andern Mädchen in der Nachbarſchaft ſo harmoniſch vereinigten und mit ſo hinreißender Unwiderſtehlichkeit auf den Betrachter wirkten. Und nun dazu ihr Benehmen! Ihr Weſen! Dieſe Unſchuld! Dieſe Unbefangenheit! Dieſer Frohſinn! Dieſes Leben! Dieſes Feuer!

Alle Herzen mußten brennen. Wie eine Heldin ſtand ſie da und ſiegte — ſiegte ohne buhleriſche Künſte und Schminken und Putz, durch ihre natürliche Schönheit des Körpers und die Liebenswürdigkeit ihrer Seele.

So konnte es nicht fehlen, daß ſich bald ein Heer von Freiern zu ihr drängte. Die ſtille wunderſchöne Blume des Landes blieb nicht unbemerkt. Wo ſie erſchien, da weilten die Augen auf ihr mit Wohlgefallen, und wer noch ein junges brauſendes Herz im Buſen trug, der fühlte es in ihrer Nähe heftiger pochen vor Entzücken und innerm Aufruhr.

Aber von allen den jungen Herrn, die ſie mit Schmeicheleien und Sonnetten umlagerten, wie die Stutzer von Berlin und Paris eine Sonntag, von allen dieſen ent- und verzückten Galanthommes gelang es keinem Einzigen, auf die ſchöne Lenore einen beſondern

Eindruck zu machen. Sie betrug ſich freundlich und liebenswürdig gegen alle, aber wenn ſie ihre Schäferlieder anſtimmten, oder ſie mit Liebesklagen verfolgten, dann that die Hartherzige, die Grauſame, als verſtände ſie die guten Leutchen nicht — ſie lächelte nur über ihre empfindſamen Phantaſieen und machte den Herrchen gleichgültige Scherze und Späßchen vor, wenn ihnen die Thränen in den Augen ſtanden und ſo bang war, daß ihnen hätte das Herz brechen mögen. Und vielleicht verſtand die noch nicht achtzehnjährige Lenore auch die Jünglinge wirklich nicht; denn bei einem eingezogenen und thätigen Leben erwachen die Gefühle der Liebe oft erſt ſpät, aber dann auch mit deſto größerer Heftigkeit. Lenore hatte bisher bei ihrem ſonſt höchſt liebenswürdigen Weſen doch noch immer etwas Kindiſches gehabt, das man aber nicht tadeln darf. Denn es war dieß ſo eine gewiſſe Art von ſüßer Selbſtbewußtloſigkeit, in der ſie noch ſchwebte, und in welcher wie ein Demant in Goldeinfaſſung ſich die heilige, holde Unſchuld ihrer Seele mit ſonnenreiner Klarheit ſpiegelte. Wer ihr in das ſchüchterne und doch ſo offne, blitzende Feuerauge ſchaute, der ſah ihr bis in's Herz; der ſah, in dieſe

Seele war noch kein unreiner Gedanke hin-abgedrungen.

Ihre anscheinende Unempfindlichkeit machte den armen verliebten Seladons viel zu schaffen; aber wie der Strom heftiger braust, wo er auf ein Hinderniß trifft, so verdoppelte auch das Heer der Zudringlichen seine Anstrengungen. Leider blieb nur dies Alles vergebens. Lenore begünstigte keinen von all der großen Menge, die nach ihr hinstrebte, und sie nannten sie daher nur die „gleichgültige“ oder auch „grausame Schöne“ und wünschten ihr im Stillen, daß sie zur Strafe für ihre Härte nur einmal die ganze Macht und Quaal der Liebe recht erfahren möchte. Abschrecken ließen sich jedoch die Zugvögel keinesweges. Wer sich nur einen Bewerb auf die Pfarre machen konnte, der machte sich ihn. Besonders des Sonntags hatte der alte Erhard in seiner Kirche manchen Zuhörer aus der nahen Stadt, der mehr Zuschauer seiner Tochter war. Oft fügte es sich dann auch, daß junge Leute zu ihm kamen, unter dem Vorwande, sich eine nähere Erklärung über eine nicht gehörig verstandene Stelle seiner Predigt, oder einen Aufschluß über Panologie und Bienenzucht auszubitten, in welchen Zwei-

gen der Landwirthſchaft ſeine Stimme für ein Orakel galt. Das ſchmeichelte dem alten Erhard, und er ergoß ſich dann mit einer unſchuldigen Selbſtgefälligkeit und Redſeligkeit über den Gegenſtand, über den man ihn befragte. Leicht fand ſich dann oft die Gelegenheit, die ſchöne Lenore mit in's Geſpräch zu ziehen und auch wohl ein Augenblickchen, mit ihr allein zu ſeyn, das ſich aber freilich bei Lenorens großer Zurückhaltung ſelten ſonderlich benützen ließ.

Zu verwundern war es, daß Lenore bei der Lektüre vieler franzöſiſcher und deutſcher Poeſien und Romane immer noch keine Ahnung von Liebe verrieth. Die Luſt an dichteriſchen Werken hatte alle ihre übrigen Gefühle zu der höchſten Wärme, Lebhaftigkeit und Zartheit ausgebildet; nur die Empfindung der Empfindungen, die Seele aller übrigen, ſchien noch in ihr zu ſchlummern. Vor Allem hatte ſich ihr Herz jetzt der Natur zugewandt.

Der wiederkehrende Frühling bekleidete die Wälder grün, die Wieſen und Auen bunt und den Himmel mit dem grenzenloſen und ſeligen Anblick des reinen und lächelnden Blaues. Bei den Keimen der Knospen und Blätter,

der Saaten und Blumen, war es auch Leonoren, als ob in der Tiefe ihres Buſens ein bisher unbekanntes Sehnen erkeimen wolle; und wenn ſie in der innig wohlthuenden Wärme der jungen Sonnenſtrahlen einſam auf Hügeln und Auen weilte und nach Blumen ſuchte, da fühlte auch ſie eine wunderbare Wärme in der Bruſt, eine ſüße Beklommenheit, ein Beben, eine unerklärliche Miſchung von Wehmuth und Entzücken, wofür ſie keinen Namen hätte. Sie ſann nach; aber ſie verſtand ſich ſelbſt nicht; es war ihr, als ſtehe ſie im Begriffe, eine Verwandlung ihres ganzen früheren Weſens zu erfahren und doch blieb ihr der Zuſtand ihrer Seele ein Räthſel. Sie mußte oft weinen und fühlte ſich doch ſo innig ſelig dabei; es wanden ſich halbgebrochene Worte und Seufzer aus ihrer Bruſt; ſie empfand eine Sehnſucht, die ganze Welt und Natur an ihren Buſen zu drücken; die neuergrünenden Gebüſche mit ihren zarten weichen Blättern ſchmiegten ſich ſo ſanft und innig an ſie an, wie geheimnißvoll belebte liebende Weſen; der Anblick der lächelnden Wälder und Gefilde rührte ſie ſo eigen; der ſanfte Strom des Thals feſſelte ſie ſo zauberiſch; ſie ſtand oft ſtundenlang an ſeinen umgrünten

Ufern und dachte, wie er dahin flösse in weite unbekannte Länder; und wenn sie dann die ewigschwimmenden Wolken bald dunkelfarbig, bald schimmernd und leuchtend in seinen Spiegel wiederstrahlen und rastlos forteilen sah, dann war ihr Herz so voll, so unaussprechlich sanft und weich und traurig und froh — sie fühlte, daß ihr etwas fehlte und wußte doch nicht, was — sie stand dann versunken in dem Anblick der romantischen Gegend und in ihre eigne, mit einemmale romantisch gewordene Seele, wenn man diesen Ausdruck wagen darf.

Wie in der Seele des Dichters, wenn sie recht glühend und übervoll und begeistert ist; wie es da in ihm geheimnißvoll arbeitet und sucht und ringt nach dem unbekannten Stoffe, an dem er das ganze Meer seiner Gedanken und Empfindungen ausschütten könnte; wie er da strebt und versucht, und anfängt, und wegwirft, und immer wieder beginnt und aufhört mit dem schmerzlichen Gefühl, daß er das Rechte noch nicht gefunden; wie er sich beruhigen will und zufrieden geben, und es ihm doch gleichwohl auf der Seele lastet und ihn drängt und treibt und beklemmt, so daß er nicht Ruhe findet, bis sein schöpferischer

Drang befriedigt und der innere Schatz gehoben iſt; — ſo war es Lenoren; ſo rang es und ſuchte es in ihr nach dem, was ihr fehlte, ſo wollte ſie ihre Sehnſucht gewaltſam erſticken und konnte doch nicht; ſo fing ſie an, die Jünglinge um ſie her zu prüfen und zu betrachten und fand doch, daß Keiner der Rechte war; ſo mußte ſie weiter ſuchen, bis es ihr mit dem Finden glücken würde. Und dieß that ſie. Doch that ſie es ohne eigentliche Abſicht und Bewußtheit; denn es war immer noch der unbekannte, wunderbare Trieb, der ſie beſeelte; ſie ſpähte nicht ſowohl umher nach Liebe, ſondern ſie nahm mehr unwillkührliche Eindrücke an; ſie liebte in's Unbeſtimmte hinaus und wußte dabei nicht einmal, daß ihre Empfindung Liebe war.

Von allen ihren Verehrern war einer der eifrigſten der junge Conrektor Günther in der nahen Stadt. Er ſtand in dem Rufe eines grundgeſcheidten und gelehrten Menſchen, dem lateiniſche und griechiſche Bücher ſo gut waren, wie deutſche und der die Sprachen von Hellas und Rom ſo gut redete, wie ſeine Mutterſprache. Dabei war er moraliſch gut, frei von dem gewöhnlichen philologiſchen Pe-

dantismus, und auch, zwar etwas blaß, doch nicht von unangenehmem Aeußeren.

Dieser kannte den Prediger Erhard schon seit mehrern Jahren, pflegte ihn wöchentlich immer ein- oder zweimal zu besuchen und hatte sich in dieser Zeit ganz in die Gunst des alten Mannes gesetzt. Früher betrachtete Günther die noch unausgebildete Pastorstochter mit so gleichgültigen Augen, wie jedes andre Mädchen. Aber nach und nach fing er doch an, ein höhres Wohlgefallen an ihr zu finden, und gerade jetzt war seine Neigung auf dem äußersten Punkte. Das Mädchen war nun völlig entfaltet wie eine aufgeblühte frische Maienrose, und je öfter er sie sah, desto lebhafter wurde sein Verlangen nach der schönen Blume, die in dem Dörfchen des Thales blühte.

Er sprach sich deßhalb gegen Lenorens Eltern aus und diese zeigten sich auch sogleich bereit, ihm die Hand ihrer Tochter zu gewähren, wenn anders diese nichts dagegen hätte. Denn zwingen wollten sie ihr Kind nicht.

Sie redeten mit Lenoren und stellten ihr die Sache vor, indem sie hofften, daß sie das Vortheilhafte einer solchen Verbindung einsehen und ihrem Plane freiwillig entgegenkom-

men würde. Doch dieß geſchah nicht. Lenore hatte zwar nichts an dem jungen Conrektor auszuſetzen, im Gegentheil bekannte ſie, daß ſie nach Allem, was ſie von ihm gehört und was ſie ſelbſt bei näherer Bekanntſchaft von ihm bemerkt, ihn nur loben und im Stillen hochachten müſſe. Aber gleichwohl könne ſie ihn nicht lieben. Er habe ein eignes Etwas und ſie wiſſe ſelbſt nicht recht zu ſagen, worin das beſtehe, das ihr nicht gefalle. Es ſchwebe ihr ein ganz anderes Ideal von einem Manne vor, und ihr ahne, das werde ſie noch finden. Uebrigens ſey ſie ja noch jung und brauche ſich nicht zu übereilen.

Den guten Eltern wäre es zwar lieb geweſen, wenn die Tochter dem Antrag eines ſo braven und geſchickten Mannes, wie Günther, Gehör gegeben hätte; aber ſie mußten auch wieder ihrer Tochter darin beiſtimmen, daß ſie noch nichts verſäumt habe und konnten es ihr nicht verübeln, wenn ſie keine Luſt hatte, ſich der ſchönſten Jahre ihrer Jugend durch eine ſo frühzeitige Ehe zu berauben.

Drittes Capitel.

Wilhelm von Treunfels.

Gerade der Pfarre des Dörfchens Liebethal gegenüber erhob ſich auf dem Berge das prangende Schloß des Majors von Treunfels, mit anſehnlichen Gebäuden und einer ſtrahlenden Fronte, deren Fenſter im Scheine der Sonne wie helle Spiegel blitzten und flimmerten. Der Berg war mit Obſtbäumen bepflanzt und weiterhin breiteten ſich dann im Thale die üppigen Felder und Beſitzungen des reichen Schloßherrn aus. Auch oben war das Schloß mit ſchönen Gärten und Auen umgeben, und aus den Fenſtern herab genoß man einer wahrhaft entzückenden Ausſicht auf Wald und Thal und Strom und idylliſche Dörferchen und die nahe gethürmte Stadt.

Es war am zweiten Mai des Jahres 1756, wo der alte Major dort ganz allein in düſtre Betrachtungen vertieft Abends halb neun Uhr in ſeinem Lehnſtuhle ſaß. Er hatte ſich eine Pfeife Varinas-Canaſter angebrannt; aber ſie wollte ihm nicht ſchmecken. Er fühlte ſich ver-

ſtimmter und unmuthiger als jemals, ohne doch einen Grund davon zu finden. Alle trübe Tage ſeines frühern Lebens zogen wie ſchreckhafte Geſpenſter vor ſeiner Seele vorüber. Er gedachte der mörderiſchen Schlachten, die er unter Eugen und dem alten Deſſauer mitgemacht, doch nicht mit jener Freude, mit welcher man aus heiterer Ruhe in Nacht und Sturm des Lebens zurückblickt, ſondern mit einer ſeltſamen Bangigkeit und ahnungsvollen Beklemmung, die er ſich nicht zu erklären vermochte.

Ein Bedienter wollte ihm Licht anzünden; doch er verbat ſich's und gefiel ſich in der zu ſeinem Geiſte ſtimmenden immer mehr überhand nehmenden Dämmerung. Es war heute kein ſchöner Maiabend; der ganze Himmel hing voll dunkler, ſchwerer Wolken, die mit wildem Ungeſtüm vom Sturme gepeitſcht vorüberjagten; kalt und ſchneidend zog die Luft; heftige Regenſchauer und Schloßenwetter ſchlugen von Zeit zu Zeit an die Fenſter.

Der alte Treunfels gedachte an die Schlacht bei Turin, wo ſein innigſter Freund an ſeiner Seite von einer Kanonenkugel darniedergeſtreckt wurde, und dann trat ihm wieder das Bild ſeiner ſterbenden Gemahlin vor die

Augen und zu dieſen Phantomen geſellten ſich noch andere Geſtalten aus dem Dunkel ſeines Lebens, die ſein ſonſt feſtes und muthiges Herz mit einem unbezwinglichen Grauſen erfüllten.

Er ſank in eine Art von Halbſchlaf, während deſſen aber ſich ſein phantaſirender Geiſt in einem wachend-träumenden Zuſtande befand. Seine Augen ſahen das blaſſe Licht des Mondviertels am Himmel die Wolken durchſchneiden, ſein Ohr hörte das Klirren der Fenſter — und doch waren alle ſeine Glieder wie von einem ohnmächtigen Zauber gefeſſelt.

Auf einmal ſtand das Bild ſeines abweſenden Sohnes ganz klar und gegenwärtig vor ihm, ſo deutlich, daß er fragte: „Wo kommſt Du her, Wilhelm?“

Aber Wilhelm redete nicht; er hob ſein Auge ſchmerzlich gen Himmel, es rannen Thränen von ſeinen Wangen und ein Strom von Blut drang aus ſeinem Herzen; er warf noch einen halb bittern, halb liebevoll verzeihenden Blick auf den Vater, ſank dann nieder und lispelte ſterbend: „Dein Werk, o Vater!“

Treunfels fuhr erſchrocken empor; doch ſah er nichts im Zimmer. Er nahm es für leb-

hafte Täuschung der Phantasie und sank bald in seinen traumähnlichen Zustand zurück.

Jetzt auf einmal klopft es. Ein solcher Ton schlägt bei so unheimlich-phantastischer Stimmung der Seele schreckend an das Ohr. Der Major erwachte wieder mit dem Gefühl eines sonderbaren Schauers, das sogleich in den höchsten Grad des Entsetzens übersprang. Denn wer tritt zur Thür herein? Sein Sohn Wilhelm. Still und schweigend wie ein Gespenst.

„Spuck der Hölle!“ schrie der Vater, sprang auf und wollte auf den Sohn zugehen, bebte aber schaudernd vor ihm zurück.

„Aber, lieber Vater,“ begann Wilhelm, wie sind' ich Sie denn? Statt mir die Arme auszubreiten und mich an Ihre Brust zu ziehen und mir herzlich Gruß und Kuß zu bieten, solch eine schreckliche Bewillkommnung? Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank? Oder sollte mein unverhoffter Eintrit in in Ihr Zimmer —“

„Ist es Dein Geist, oder bist Du's selbst?„ fragte mit fürchterlich stierendem Blicke der Major jetzt, regungslos vor ihm stehend.

„Woher diese Frage, theurer Vater? Sie sehen ja, ich bin es, bin kein Geist, sondern Ihr Sohn, der so eben von Göttingen kommt

und nach Beendigung seiner Studien hier bei Ihnen in der Stille des Landlebens rechte glückliche Tage zu genießen gedenkt."

„Ja ich sehe, Du bist es, mein Wilhelm," erwiederte jetzt der Major beruhigt, „und ich freue mich herzlich über Deine Ankunft."

Jetzt schloß ihn der Vater in seine Umarmung und erklärte ihm, wie sein vorgegangenes geisterſehendes Phantasiren und die Düsterheit im Zimmer daran Schuld gewesen wären, daß ihn seine Ankunft so erschreckt hätte.

„Aber warum schlichst Du auch so leise herein?" frug der Alte.

„Ich wollte Sie recht angenehm überraschen," erwiederte Wilhelm; „und da ich Sie bei meinem Eintreten schlummernd zu finden glaubte, näherte ich mich still, um Sie nicht durch ein starkes Geräusch aufzuschrecken."

„Nun, es ist schon gut," versetzte der Alte der Mensch ist sonderbaren Schwachheiten unterworfen; aber nur zuweilen auf Momente überrascht mich der Glaube an Ahnungen und Vorbedeutungen. In gesundem Geisteszustande halt' ich dergleichen Zeugs für Ammenmährchen und Hirngespinste. Wenn das nicht wäre, so könnt' ich diesmal beinahe — höre, Wilhelm, ich hatte so eben eine — eine —"

Hier ſtockte des Majors Zunge und in ſeinem Blick ſprach wieder der Abdruck eines innern Entſetzens.

„Was hatten Sie, Vater?“ fragte Wilhelm beſtürzt. „O reden Sie! Ich bitte!“

„Ich hatte eine fürchterliche Erſcheinung. Ich ſah — ich ſah —“

„Wen ſahen Sie?“

„Ich ſah — ſah — Dich!“

Das „Dich“ ſprach der Major mit einem ſchreckhaften Nachdruck aus. Wilhelm bat um nähere Erklärung; doch der Vater erzählte ihm nur, wie es ihm lebhaft vorgekommen wäre, als ob Wilhelm vor ihm geſtanden hätte. Von der blutenden Wunde, mit der er ihm erſchienen war und von den Worten, die er ſterbend an ihn richtete, ſagte er nichts.

Wilhelm belächelte die Sache nur und fand es ſehr natürlich, daß ſein Vater an dem ſtürmiſchen, düſtern, rauhen Abende in der Einſamkeit bei dem Gedanken an ihn eine ſo lebhafte Erſcheinung gehabt hatte.

„Ja,“ ſagte der Vater, „hätte ich gerade an Dich gedacht, ſo würde mir der Streich meiner Phantaſie weniger befremdend gewe-

ſen ſeyn; aber das war mir eben das Frappante und Unerklärliche, daß ſich nicht etwa eine geiſtige Vorſtellung verkörperte, ſondern daß ich Dich auf einmal ſah, ohne an Dich gedacht zu haben, und das könnte mich in der Meinung beſtärken, daß die Erſcheinung nicht innerlich und pſychiſch, ſondern wirklich äußerlich und phyſiſch geweſen wäre. Und dazu kommt, daß Du einige Augenblicke nachher gerade leibhaftig erſcheinen mußt, wie ich Dich jetzt vor mir ſehe. Gewiß ſpielt hier wenigſtens ein eigner Zufall, dem man weiter nachdenken könnte."

„Wie meinen Sie das, lieber Vater?" fragte Wilhelm.

„Je nun," verſetzte der Alte, indem ſeine Mienen den Charakter eines geheimnißvollen Schauers annahmen, „ich dachte ſo eben an die von uns gehende Sage, daß das Geſchlecht der Treunfels Macht habe, nach dem Tode wieder auf Erden zu wandeln. Seit mehrern hundert Jahren hat ſich ſchon dieſer Glaube fortgepflanzt; und jeder Sohn, der das Schloß erbte, will zuweilen ſeinen Vater, oder auch die Väter, die hier wohnten, wollen die Kinder, wenn ſie ihnen ſtarben, wiedergeſehen haben. Ja mir ſelbſt iſt mein

Vater mehrmals in bedrängten oder aufgeregten Augenblicken des Lebens erſchienen. Genug, man ſagt, ein Treunfels ſtirbt, wenn er ſtirbt, nur halb, es ſteht in ſeiner Gewalt, ſeinen Körper wieder anzunehmen und auf die Welt zurückzukehren.“

„Wohl habe ich auch davon gehört,“ verſetzte Wilhelm; aber ich achtete das ſtets bloß für ein Mährchen aus Spinnſtuben.“

„Auch ich glaube nicht daran,“ ſagte der Alte; „und jedesmal, wo ich meinen Vater ſah, hielt ich es für ein Spiel der aufgeregten Einbildungskraft. Und laſſen wir das jetzt! Du biſt hier, biſt mein wirklicher guter Wilhelm, und ich preiſe mich glücklich, für die Zukunft die Tage meines Alters durch die Gegenwart meines einzigen, herzlich geliebten Sohnes belebt zu ſehen.“

Der Alte klingelte jetzt den Bedienten, ließ Licht anzünden und für den von der Reiſe erſchöpften Wilhelm, der heute zehn Meilen weit geritten war, ein kräftiges Mahl bereiten. Sie tranken miteinander einige Bouteillen von dem beſten Rheinwein ſeines Kellers und beiden ging das Herz auf in traulichem, gemüthlichem Geſpräch. Der Sohn erzählte ſo manche frohe Scenen aus ſeinem

Studentenleben in Heidelberg und Göttingen und der Vater sprach von den Feldzügen, die er unter Eugen mitgemacht hatte. So schwatzten sie bis nach Mitternacht und waren aufgeräumt und vergnügt, ohne der unheimlichen Scene ihrer Bewillkommnung wieder zu gedenken oder sonst ein Wort von Geistern und Gespenstern zu reden.

Wilhelm hatte Cameralia studirt und auch in der Rechtsgelehrsamkeit gute Kenntnisse erworben; es war aber nicht sein Plan, eine juristische Carriere zu machen; denn seine Hauptneigung ging von je auf die sogenannten schönen Wissenschaften. Da er reich war, so konnte er diesem Zuge seines Herzens folgen, und, indem er nur eine Oberaufsicht über das väterliche Gut führte, in ungestörter Muse den Studien der Poesie sein Leben weihen.

Wohl brannte ihm öfters das Herz, wenn er seinen Vater von Schlachten erzählen hörte und in den alten Schriftstellern von Cäsar und Alexander las, und ihm war, als rinne auch in seinem Blute mancher Tropfen, der gern großen Thaten fließen möchte; aber der stille friedliche Hang zur Poesie und selbst seines Vaters eigner Wunsch, der den einzigen Sohn nicht gern Gefahren preisgeben woll-

te — ſie ſiegten und beſtärkten ihn in dem Plane, die Ruhe dem Getümmel und die Glückſeligkeit der Größe vorzuziehen. Auf ſeinem Schloſſe reſidirend, brauchte er ſich ja nicht mit Sorgen und Gefahren der Welt herumzuſchlagen; da hatte er Güter die Fülle und konnte leben in Freuden.

Sie beſprachen auch eine baldige Verheirathung, zu der Wilhelm ſehr geneigt ſchien. Eine junge reizende Gemahlin hier in der ländlichen Einſamkeit um ſich zu haben, das war ihm ein ſüßer Gedanke und auch der alte Treunfels freute ſich darauf, ein holdes weibliches Weſen im Schloſſe zu ſehen. Wen der Vater hier im Sinne hatte und dem Sohne vorſchlug, davon wird im nächſten Capitel weiter die Rede ſeyn.

Viertes Capitel.

Auguste von Hohenburg.

Schon am folgenden Tage machte der alte Treunfels mit Wilhelm einen kleinen Ausflug auf das nahe Schloß Hohenburg. Der Besitzer desselben, der Kammerjunker von Hohenburg, war des Majors Jugendfreund, und sie hatten längst den Plan genährt, sich noch durch ein anderes Band näher an einander zu ketten. Hohenburgs einzige Tochter Auguste besaß äußern Reiz genug, um eines so schönen jungen Mannes, wie Wilhelm von Treunfels, würdig zu seyn. Auch machte ihn eine solche Heirath zum Herrn von zwei ansehnlichen Gütern; kurz, es kam jetzt nur noch darauf an, daß Wilhelm auch einen Blick that in des Fräuleins Geist und Herz. Er kannte sie zwar schon von Kind an; doch jetzt hatten sie einander seit mehrern Jahren nicht gesehen.

Der Kammerjunker nahm seine beiden Gäste sehr liebreich auf. Sie sprachen erst über Wilhelms Abgang von der Universität, dann

über Neuigkeiten des Tages und endlich über landwirthschaftliche Gegenstände. Die beiden Alten geriethen tiefer und tiefer in ihren Text hinein und ihre ökonomische Unterhaltung, an der Wilhelm weniger Geschmack fand, lockte sie bald hinaus in das Freie. Sie gingen erst in den Garten, wohin ihnen Wilhelm und Auguste folgten, und dann aufs Feld.

Wilhelm war jetzt mit Augusten zurückgeblieben und sah sich mit ihr in dem Garten allein. Er würde ein Glücklicher gewesen seyn, wenn ihm das Fräulein gefallen hätte. Aber selbst bei dem Bestreben, etwas Anziehendes und Liebenswürdiges an Augusten zu finden, war es ihm nicht möglich, nur im geringsten für sie warm zu werden. Auguste war wohlgewachsen und von wohlgebildeten Gesichtszügen; aber aus ihren nichtssagenden Augen strahlte kein Geist und auf ihren Lippen schwebte kein Herz. Ein selbstgefälliger, eitler Stolz, der sich in ihren Mienen verrieth, kontrastirte um so mehr mit der innern Leerheit, und ein affektirtes Wesen, womit sie den Mangel des Gefühls übertünchte, machte sie Wilhelm fast widerlich.

Es ist nichts erbärmlicher, als wenn in eines Mädchens Busen, wo Feuer und na-

türliche Empfindung lodern ſollen, eine todte Kälte herrſcht, die über nichts in Extoſe gerathen kann. Aber noch weniger wird es gefallen, wenn eine kalte, geiſtbeſchränkte Kokette Gefühle heuchelt, von denen ihr Herz nichts erfährt, wenn ſie den Ausruf des Entzückens zu einem hohlen Schalle und die Thräne der Wehmuth zu einer bloßen Schau-Perle entweiht. Empfindſam ſeyn kann und ſoll das Mädchen; aber ſich empfindſam ſtellen, das macht ſie eklich, da alles erzwungene Weſen ſich doch verräth und je ſchöner ein Mädchen iſt, deſto mehr an ihr mißfällt.

Auguſte affektirte gegen Wilhelm Sinn für die Reize der Natur; ſie pries den Mai mit ſeinen Blumen und jungem Grün und ſchien verzückt, als eine Nachtigall im nahen Haine ihr ſeelenvolles Lied anſtimmte. Und doch enthüllte ſie bald, als das Geſpräch auf Berlin kam, wo ſie längere Zeit gelebt, ihr nur an Eitelkeit, Mode, Putz und fader Zerſtreuung hangendes Herz zu deutlich. Sie klagte, wie unerträglich lang ihr ſeit der Entfernung aus der Reſidenz die Zeit auf dem Lande werde und wie ein gebildeter Menſch nur mit herzlichem Abſcheu hier ein vegitirendes Pflanzen- oder Thierleben führen könne.

„O sehen Sie doch das reizende Abendroth!“ rief sie wieder zwischen diese prosaischen Klagen aus und zwar in einem Tone, der bemerken ließ, daß sie gar nichts dabei fühlte. Auch affektirte sie Belesenheit in französischen Dichtern und brach mehrmals in schöne Stellen aus, die aber blos eingelernt waren, um damit bei vorkommenden Gelegenheiten zu brilliren und die sie nicht einmal richtig, sondern mit dem Ausdruck einer falschen Ziererei vortrug.

Sie schien die anfängliche Absicht von Wilhelms heutigem Besuch zu ahnen und mochte wohl recht schmerzlich darauf hoffen, daß er sich ihr mehr nähern sollte. Doch Wilhelm war das Herz ganz eingefroren und er fand es wahrhaft peinlich, mit dem fühllosen Marmorbilde allein zu seyn. Sie zog ihn in eine Jasminlaube und lud ihn ein, sich neben sie zu setzen. Der Ort war so still und heimlich und traulich und so passend zu einer zärtlichen Unterhaltung; aber die Personen paßten nicht. Wilhelm hatte in der Gesellschaft seiner Schönen Langeweile, und sie wohl auch, da der Jüngling so gleichgültig und trocken blieb. Sie rückte ihm näher und näher, sie verschob die leichte Umhüllung, die ihren üppig aufwogen-

den Buſen deckte, ſie drückte ſeine Hand und nahm zu allerlei Kunſtgriffen ihre Zuflucht, um Wilhelms Blut ein wenig in Feuer zu bringen. Doch ſeine Erwiederungen der Zärtlichkeit waren ſo gut als gar keine. Er umſchlang ſie nicht, er küßte ſie nicht. Und ſo umſchlang und küßte ihn denn Auguſte und ſchmiegte ſich an ihn mit wollüſtiger Aufwallung aller Sinne. Doch Wilhelm blieb wie ein Klotz. Denn Auguſtens Zudringlichkeit vergrößerte nur ſeine Abneigung gegen ſie. Er würde nie im Stande geweſen ſeyn, ein Mädchen zu lieben, das ſo verziert und verbildet war und dabei ſo wenig Zurückhaltung zeigte.

Wilhelm war von Herzen froh, als er durch die zurückkommenden Väter von ſeiner Einſamkeit mit der ihm nun wirklich verhaßten Auguſte erlöſet wurde und fühlte ſich noch leichter, als er mit dem Vater aus dem Thore des Hohenburger Schloßhofs wieder hinausfuhr.

Fünftes Capitel.

Wilhelm und Lenore.

Hell flimmerten die Fenſter in dem Hotel zur Stadt Rom, Paukenton und Trompetengeſchmetter ſchallte herab und von allen Straßen der Stadt her rauſchten Wagen nach dem großen Gaſthauſe, deſſen Beſitzer zu dem Namenstage des Königs einen glänzenden Ball veranſtaltet hatte. In dem geſchmackvoll decorirten Saale wogte ein buntes Gewühl von Herrn und Damen, beſtehend aus der Blüthe des Adels, den vornehmſten Staatsbeamten und der reichen Kaufmannſchaft.

Auch Wilhelm von Treunfels hatte ſich zu dem Vergnügen eingefunden, denn er war gern in rauſchender Geſellſchaft und hegte eine leidenſchaftliche Neigung zum Tanze. Doch ging's ihm heute ſeltſam. Er brachte eine düſtere, melancholiſche Stimmung mit zu der Feſtlichkeit, die weder durch den Anblick der im höchſten Staate prangenden Schönen, noch durch die frohaufjauchzenden Töne der Muſik verſchwinden wollte.

Wilhelm beſaß ein ſanguiniſches, heiteres Temperament, doch kehrten auch öfters recht melancholiſche Stunden bei ihm ein und dieſe kamen gar oft auf eine unerklärliche Art plötzlich, wenn Alles um ihn her im Taumel der Freude wogte. Dann ſtand er in ein Fenſter gelehnt und ſtarrte in die frohbewegte Menge hinein wie etwa ein Gefangner aus dem Gitter des Kerkers hinausblickt in die ſchöne ſonnige Welt. Ja dann ſuchte er, abſichtlich Alles auf, um ſich recht wehe zu thun; dann war es ihm, als gehörte er nicht zu den Uebrigen, als ſey er abgeſperrt von der allgemeinen Luſt, dann quälte er ſich mit tauſend hypochondriſchen oder wehmüthigen Gedanken. So ſtand er auch heute in einem Winkel allein und ließ die Schwermuth an ſeinem Herzen zehren. Das Vorüberrauſchen, das Wiederkommen und Gehen, die wunderbaren Verſchlingungen und Wendungen, die Begrüßungen und Trennungen der Paare, dieſer ewige Wechſel des Tanzes war ihm ein rührendes Bild des ganzen menſchlichen Lebens, wo man ſich auch grüßt und nach einigen Händedrücken trennt, wo auch bald dieſe bald jene Geſtalten uns umſchweben, wo auch Alles kommt und geht und ewig wechſelt und am Ende auch

entflieht und vorüberrauscht und dahin und aus ist wie ein Tanz. Es ist eigen, auch die froheste Musik macht uns gewöhnlich noch trauriger, wenn wir es schon sind. Bei Wilhelm erhöhten nur noch die jubelnden Klänge die mit ihnen kontrastirende tiefwehmüthige Empfindung seiner Seele, die jetzt ganz von dem Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen erfüllet war. Er hätte in einen Strom von Thränen ausbrechen mögen, so voll war ihm die Brust von dem wunderbaren Gemisch tausend heiliger, rührender, schwärmerischer, schmerzlicher namenloser Empfindungen.

Er stand ganz in sich verloren und in seinem Auge perlte eine Thräne, die er nicht zurückzudrängen vermochte, als ihm auf einmal Jemand auf die Schulter klopfte.

„Du da, Freundchen?“

Er sah sich um und Carl von Linden flog in seine Arme. Es war sein innigster Jugendfreund, den er seit dem Abgange von Heidelberg nach Göttingen nicht wiedergesehen hatte. Beide empfanden eine unaussprechliche Freude und schwatzten nun miteinander nach Herzenslust. Wilhelm war schon auf dem Punkte gewesen wieder fortzugehen, aber jetzt änderte sich auf einmal seine ganze Stimmung. Denn

Carl von Linden wußte ihm durch allerlei luſtige Reden bald die Grillen zu vertreiben.

„Ei biſt Du denn immer noch ſo wie ſonſt,“ hob er an, „daß Du Dich mit Hypochondrie quälen kannſt, wo Alles guter Dinge iſt? Nein Freund, das mußt Du Dir ſchlechterdings abgewöhnen! Ich kann es gar nicht ſehen, daß Du hier ſo im Winkel lehnſt und den ſtummen Zuſchauer ſpielſt! Komm mit unter die ſchönen Mädchen hinein! Ich habe ſchon mehrere allerliebſte Bekanntſchaften gemacht; drum komm, folge mir; zu Zweien hat man mehr Muth unter dem Frauenzimmer, als wenn man allein —“!

„Ach laß mich,“ ſagte Wilhelm; „ich bin zwar nun um vieles vergnügter, da ich Dich wider Erwarten hier gefunden; aber für den Tanz und die Mädchen bin ich nun heute einmal verdorben!“

„Grille! Einbildung!“ entgegnete Carl und wollte Wilhelm gewaltſam mit fortziehen.

„Nein, ich mag heute nicht! Ich habe mir's nun einmal vorgenommen —“

„Ach was vorgenommen? Das iſt ja ein elender Vorſatz! Und wenn ich Dir nun ſage — höre, Wilhelm, wenn ich Dir ſage, daß heute eine Schönheit mit zugegen iſt, derglei-

chen auf hundert Meilen im Umkreiſe nicht exiſtirt, eine Schönheit, Freundchen, die alle Blicke, alle Herzen mit dem ſüßeſten, unwiderſtehlichſten Zauber feſſelt, eine Krone der Mädchen, die — doch, ich will nichts weiter ſagen, denn alle Worte reden von ihr nur ſtümperiſch; komm, Du mußt ſie ſehen! Schon wenn man ſie nur ſieht fühlt man ſich wie im Himmel!“

Und ſo riß denn Carl von Linden den grilligen Freund wider Willen mit fort.

„Blick' einmal hin! Die dort iſt's im weißen Kleide mit dem wallenden Rabenlocken und den Feueraugen, die ſich jetzt links zu der kleinen Blondine wendet!“

„Was ſeh ich! Wie iſt mir! Welche Fee! Welche Göttin!“ rief Wilhelm aus, zurücktaumelnd in der Trunkenheit des Entzückens.

„Nun, nicht wahr ſie iſt ſchön?“ frug von Linden den ganz verwirrten Wilhelm, der wie mit feſtverzaubertem Blicke nach ihr hinſtarrte.

„Schön? — ſchön? Ach was iſt ſchön? Was iſt reizend? Was iſt liebenswürdig? Was ſind alle Worte der Sprache und Phraſen der Dichter gegen dieſes Engelsbild? Aber ſprich, Carl, ſprich, rede, wer iſt ſie? Kennſt Du ſie?“

„Närriſcher Kerl, wohnſt Ihr ſo nahe und kennſt ſie nicht einmal?“ verſetzte Carl von Linden. „Haſt Du denn nichts von der Paſtorstochter, der ſchönen Lenore gehört?“

„Wie? das wäre Lenore? Lenore?“ fiel Wilhelm überraſcht ein, „die Lenore, mit der ich als Kind geſpielt und die mich da immer ſo zum Beſten hatte, daß ich ihr herzlich gram ſeyn mußte? das wäre die nämliche Lenore?“

„Keine Andere; glaube mir. Wie geht es aber zu, daß ſie Dir ſo ganz unbekannt iſt?“

„Sonſt war ich oft in des Pfarrers Hauſe, aber ſchon ſeit einer Reihe von Jahren hat mein Vater mit Erhard einen Prozeß, der allerlei Reibungen veranlaßte und die entſtandene Spannung zwiſchen ihm und dem Prediger beinahe bis zu einer Art von Feindſchaft hinauftrieb. Dazu kommt, ich habe während meiner Univerſitätsjahre in Göttingen in den Ferien allemal Reiſen gemacht und die Heimath kaum auf etliche Tage beſucht, in denen ich bei der obwaltenden Mißhelligkeit keine Gelegenheit fand und ſie auch nicht ſuchte, Lenoren zu ſehen.“

„Ach Ihr dürft mit dem Pfarrer nicht län-

ger prozeſſiren," verſetzte Linden; „rede Deinem Alten zu, daß er nachgiebt und ſich mit Erhard ausſöhnt; dann kannſt Du mit der ſchönen Lenore —"

„Nein, kein Prozeß mehr!" rief Wilhelm aus. „Mein Vater muß mit dem Pfarrer Friede machen. Ich will ihn ſchon dran kriegen. O Freund, ich brenne, ich kann mich nicht länger zügeln, ich muß meine Bekanntſchaft mit ihr erneuern, ich muß mit ihr tanzen!"

Aber in demſelben Augenblicke hatte ſie ſchon ein anderer aufgezogen. Die Ekoſaiſe wurde Wilhelm zu einer Ewigkeit. Ganz hin war er, als er die Göttergeſtalt des Mädchens nun in den Wendungen der holdeſten Grazie Feengleich auf- und niederſchweben ſah und alle Reize ihres Körpers in harmoniſchen Rundungen und Schwellungen und Beugungen umherwogen ſah. Ja ſie zu ſchauen, war ſchon Luſt und Wonne; ſie berühren, ſie faſſen, ſie zärtlich umſchlingen und mit ihr durch den Saal fliegen, ach, es mußte Seligkeit des Himmels ſeyn!

Linden ſchien es nicht ganz recht, daß Lenore auf Wilhelm einen gar zu heftigen Ein-

druck machte, und er gab ihm dieß zu verſtehen.

„Ach, mein Carl,“ hob Wilhelm an, „laß doch diesmal jede ſcheele und kleinliche Eiferſucht aus dem Spiele! Sie verdirbt jungen Leuten immer ihre beſte Luſt. An eine ernſthafte Abſicht iſt ja doch bei uns Beiden nicht zu denken. Ich will ja mit dem Mädchen nur einige Tänze machen und ſie dann vergeſſen!“

Die Ekoſaiſe war vorüber. Ein langſamer Walzer hob an. Wie ein Blitz war Wilhelm bei Lenoren.

Ein ſüßer Schreck durchbebte die Pfarrerstochter bei dem Anblick des Jünglings. Sie fühlte ſich mit einem Zauberſchlage bis in's innerſte Herz getroffen und ihre ſanftgerötheten Wangen wurden zu glühendem Purpur. Sie ſchlug ſchüchtern und beſtürzt ihr Auge nieder; eine nie gefühlte Verwirrung ergriff ihr ganzes Weſen; ſie wußte nicht, wie ihr auf einmal geſchehen war.

Wilhelm ſchlang ſeinen Arm um das holde Weſen mit einer Innigkeit und Glut und Seligkeit, die keine Worte ſchildern. Aber eine verlegene Beklemmung herrſchte noch zwiſchen ihnen; der Sturm, der Taumel des Innern,

die beiderseitige Bestürzung war Schuld daran, daß ihre ersten Schritte etwas ängstlich schienen. Doch bald verschwand die Befangenheit; die drohende Bewegung setzte Körper und Geist in freien Schwung, und nun wogten sie leicht und fließend dahin wie schwebende Wellen unter dem Hauch des Abendwindes auf dem sanften Strome.

Es war ein köstlicher Walzer. Die Musik hatte so etwas Gemüthliches und Wehmüthiges, das die Seele ganz hinschmelzen machte in süßer Melancholie und unendlicher Sehnsucht; die Töne drangen alle nach den Herzen, so tief, so innig, so schmachtend, so rührend, wie Lieder der Philomele, wenn sie mit schmerzlich süßem Verlangen ihr Weibchen lockt.

Ach, was fühlte Wilhelm! Und was fühlte Lenore! Wie waren sie beide ganz Wonne, ganz Herz, ganz Seele und Empfindung.

Jetzt ruhten sie. Wilhelm wollte mit ihr sprechen. Doch es war ihm so eng; die Worte wollten nicht heraus. Etwas Gleichgültiges hätte er nicht reden können. Und seine Zärtlichkeit wagte er noch nicht hervorbrechen zu lassen. Beide waren noch gegen einander verlegen.

Aber in der nächſten Pauſe konnte er nicht länger ſchweigen.

„Lenore!“ hob er an, mit einem Blicke und Tone, in denen ſeine ganze Seele hervorflammte; „Lenore,“ und leiſer liſpelte er ihr in's Ohr; „ich liebe Dich!“

Lenoren zuckte ein ſüßer Schauder durch die Nerven; Wilhelms Blick hatte ſie wie ein Blitz getroffen und das „ich liebe Dich,“ ach, ſie erſchrack darüber und doch klang es ihr wie Muſik des Himmels.

Der Walzer war aus. Wilhelm unterhielt ſich jetzt nur mit der Pfarrerin und ihrer reizenden Tochter.

Gegen dieſe Beiden floß er ganz über von Herzlichkeit und Gutheit und Hingegebenheit. Er zeigte ſeinen Aerger über die prozeſſualiſchen Differenzen, die ſeinen Vater ſo lange von Erhard getrennt hatten, und ſchwur, daß ſchon morgen das beſſere Verhältniß wieder hergeſtellt werden ſolle.

Jetzt wurde ein feuriger Wiener angeſtimmt. Auguſte hoffte auf Wilhelm; Carl von Linden wollte mit Lenoren tanzen; doch im Nu waren ſchon Wilhelm und Lenore zuſammen und ſauſten wie ein Wetter durch den Saal dahin.

Alle Augen weilten auf dem ſchönen Paare; manche mit Neid und manche mit Entzücken. Aber auch der Neid mußte geſtehen, daß kein Mädchen und Jüngling ſo zu einander paßten, wie die reizenden Beiden. Es war ein Flug, ein Schwung, eine Leichtigkeit in ihrem Tanze, die Alles zur Bewunderung hinriß. Alle ihre Bewegungen harmonirten ſo ſchön; ſie ſchienen ganz für einander geſchaffen.

Um Wilhelm verging Himmel und Erde, als er, das ſüßeſte Weſen im Arme, herumwirbelte. In ſeiner Seele ſtürmte die glühendſte Raſerei, und doch war ihm ſo leicht, ſo wohl, ſo innig ſelig. Er fühlte mit einemmale eine bisher leere Lücke in ſeinem Herzen ausgefüllt; es war ihm, als ob er das Ziel jeder Sehnſucht errungen hätte.

Ach wie reizend erſchien ihm doch Lenore! Wie bezauberte ſie ihn mit jedem ſchüchternem Feuerblicke, mit jedem Worte, mit jedem Tanze mehr und mehr! Und das holde Mädchen ſo nahe zu haben, ihre Glut in ſich überſtrömen zu fühlen, den himmliſchen Athem ihres Mundes einzuſaugen und ihre ſchönſten Formen zu berühren — ach, Wilhelm war nicht mehr Wilhelm — er war kein Menſch mehr, er war wie zu einem neuen Daſeyn

geboren und um ihn her ſchimmerte eine ſchönere roſenfarbene und goldene Welt. Wenn ihn ihre Locken berührten, durchzuckte es ihn mit elektriſchen Funken und wenn ihn ihr Blick traf, in dem eine Welt von Wonne und Liebe ſchwamm, ſo fühlte er's wie Blitze durch ſein ganzes Weſen ſchlagen.

Dieſe unbeſchreibliche Heiterkeit, die aus ihren Mienen ſtrahlte, dieſe Augen, die bald wie helle Fackeln brannten, bald wieder mild und lächelnd wie klare Sterne leuchten, dieſer Schimmer der Liebe, der ihr ganzes Antlitz verklärte, dieſe ſüße, reine, melodiſche Muſik ihrer Sprache — o er hätte ihr jedes Wort vom Munde wegküſſen mögen — er ſah, er hörte, er dachte nur ſie — ſein ganzer Menſch war in ihr aufgegangen.

Wohl mochte es einige Verwunderung erregen, daß der junge reiche Herr von Treuenfels heute mit keinem Mädchen weiter tanzte, als mit der Päſtorstochter; wohl mochten die aufgeblaſenen adeligen Fräuleins ihre Näschen ein wenig rümpfen und ſich ihre ſpöttiſchen Bemerkungen in die Ohren flüſtern. Aber das glückliche Paar hörte es nicht; ſie waren zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt.

Beſonders kam Auguſte von Hohenburg

Wilhelmen bei einem Gange durch den Saal ziemlich ſpitzig und höhniſch; aber er fühlte nichts von ihren giftigen Stichen und Biſſen; er brach kurz mit ihr ab, ohne ihre Bitterkeiten zu erwiedern; denn er war heute zu froh und ſelig.

Seinen Freund Carl von Linden ſah er gar nicht mehr und vermißte ihn auch nicht, da er nur in Lenoren lebte und webte.

Süße Stunden des Erdenglücks, wie iſt Euer Flug ſo ſchnell! Freuden des Menſchen, wie ſeyd ihr nur kurze Sonnenblicke, die uns lächelnd grüßen und wieder Abſchied nehmen, nur Echos, die aus andern Welten herabklingen und indem wir noch verloren dem holden Tone lauſchen, ſchon verhallet ſind! Die Roſen blühen doch Tage hindurch und die Erde und der Himmel ſtrahlen zuweilen wochenlang im Blau und Grün des ſchimmernden Frühlings; aber in dem armen Menſchenherzen blüht die Blume des höchſten Entzückens nur Stunden und flüchtige Momente lang. Dem heitern Maitage folgt der ſanfte erquickende Regen, aber dem Glück des Menſchen folgen ach allzuoft nur andere Tropfen, die ihn verbrennen und verzehren....

Auch für Wilhelm waren die ſeligſten Stun-

den dahingeflogen wie Augenblicke. Er ſah betrübt ihr Ende. Alles brach auf. Er hatte bis zuletzt gewartet. Ach, als nun Lenore fort war, da war der Saal ſo öd, ſo leer; da intereſſirte ihn kein Menſch; da konnte ihn nichts mehr halten. Da eilte er auch nach Hauſe.

Es war eine köſtliche Nacht. Hell ſchimmerten die ewigen Sterne und lächelten ihm holder zu als ſie jemals ihm gelächelt hatten. Es regte ſich kein Lüftchen. Die ganze Welt lag in tiefer, unbewegter, ſeliger Ruhe. Leiſe glitt der Wagen fort und er verſank in tauſend entzückende Träume.

Zu Hauſe warf er ſich bald auf ſein Lager. Doch lange konnte er nicht ſchlafen. Sein aufgeregter Geiſt malte ihm tauſend ewig wechſelnde Bilder; ſeine Phantaſie ſchwelgte in einem wogenden Meere von glühenden Gedanken und vorüberjagenden Lichtgeſtalten. Immer war es ihm noch als drehte er ſich mit Lenoren — ihre Augen, ihr Geſicht, ihr ganzes liebenswürdiges Bild ſtand ihm vor der Seele und umſchwebte ihn mit immer andern und neuen Reizen. Endlich ſchlummerte er ein und ſeine Phantaſien ſpannen ſich hinüber in ſeine Träume; ſein Geiſt ſchwärmte ſelig fort und

ihn umſchwebte die ganze Nacht durch das himmliſche Idol ſeiner Liebe.

Sechſtes Capitel.

Der Beſuch.

Auch in Lenorens Seele war eine Veränderung vorgegangen, die ihr entgegentretende Erſcheinung Wilhelms hatte wie ein Zauber auf ſie gewirkt und ihre dunkle Sehnſucht war ihr nun mit einemmale klar geworden. Der Gegenſtand ihres heimlichen Verlangens war gefunden und das Räthſel ihres Daſeyns gelöſt. In voller Glorie wie ein Gott war ihr der Jüngling erſchienen, der bisher nur als ein Ideal in ihrer Phantaſie gelebt hatte.

Ihr ging's eben ſo wie Wilhelm. Der Schlaf floh ihr Lager. All ihre Pulſe jagten mit einer dreifachen Heftigkeit, ihr ganzer Körper brannte wie Feuer und in ihrer Seele arbeitete es auf und nieder wie in einem wo-

genden Meere. Ein Heer von ſüßen Phantaſien und Gebilden umgauckelte ihr trunkenes Haupt, und immer hob ſich ſtrahlend und leuchtend wie der Mond unter Sternen des Jünglings holde Geſtalt daraus hervor. Sein glühendes Auge blickte ſie an, ſein Arm ſchlang ſich um ihre Hüfte, alle ſeine Reden klangen ihr wieder, und der Ton, die Innigkeit, die Seele, mit der er zu ihr ſprach, und ſein ganzes Weſen voll überſtrömender, auflodernder, Seligkeit aus- und einathmender Liebe — ach Alles wob ſich um ſie mit tauſend Ranken und Netzen und Flammen der berauſchendſten Zärtlichkeit. Herz und Sinne ſchwelgten in ihr.

Auch ihr träumte von ihm, als ſie endlich entſchlummerte, ihr träumte, wie er mit ihr durch die Frühlingsauen wandelte, ihr Blumen pflückte, mit ihr an ſüßmurmelnden Quellen, in dem Schatten duftiger Haine und an den buſchigen Ufern des ſanften Stromes ruhte, wie er ſie da umſchlang und ſie anſah tief in's Auge hinein und ſie an ſich preßte und küßte und tauſendmal wiederholte: „Mädchen, ich liebe Dich!“

Bald weckten ſie die hellen Strahlen der Sonne. Es war ein göttlicher Frühlingsmorgen. Sie fühlte ſich mit Gewalt hinaus-

geriſſen. Ach, dieſes grenzenloſe, tiefe Blau, in dem tauſend trillernde Melodien der Lerchen von dem hellſten Schmettern an durch alle Nüancen von ſtärkern und ſchwächern, halbverlorenen Tönen durcheinander wogten, die friſche Morgenluft, unter deren Hauch der grüne Ocean der Saaten ſeine Wellen ſchlug, das Dampfen der Thäler und Höhen und das Blitzen des ſilbernen Stromes und der goldgelbe Glanz der verjüngten Wälder und all die balſamiſchen Düfte — das ganze Aug' und Seele ſtärkende Gemiſch drang mit eingebanntem Zauber auf ſie ein. Es umgab ſie eine verklärte Welt. Sie fühlte ſich wie neu geboren.

Jedes Blümchen hätte ſie erdrücken mögen vor ungeſtümer Wonne; die ganze Erde war ihr nur ein großer Gegenſtand der Liebe.

Sie ſprach, ſie ſang, ſie phantaſirte; bald verlor ſie ſich ganz in die Reize der Natur; bald blickte ſie hinauf nach den ſpiegelnden Fenſtern des Schloſſes und hatte für nichts einen Gedanken, als für Wilhelm. Immer noch klangen ihr die ſeligen Stimmen der Nacht in der eingewiegten Seele vor und der Nachhall der entrauſchten Wonne rann leiſer und leiſer zuſammen zu einem einzigen gro-

ßen Tone, und dieſer Ton war das unendliche Echo ihrer Liebe.

Ach, ihr proſaiſchen Menſchen, die ihr unſere Paar Freuden verdammt und einen harmloſen Genuß gleich Vergnügungsſucht ſcheltet, die ihr lieber die ganze Welt zu einem Kloſter machtet, wo es weder Becher gäbe, noch Tanz und Sang und Klang; ihr moraliſchen Pedanten, wie wenig habt ihr doch eine Vorſtellung von dem Einfluß froh verbrachter Tage auf unſer ganzes Weſen! Da ſagt ihr, auf eine durchſchwärmte Nacht folgt Ueberdruß und Ekel und Stumpfheit und Schlafſucht und Trägheit, und wer weiß was noch Alles; aber das wißt ihr nicht, wie nach einer ſolchen Nacht der folgende Tag ein ſeliger und voll iſt von nachklingendem Entzücken, wie da in unſerm ganzen Weſen eine liebende Weichheit vorherrſcht und die Geſpinnſte der ſüßeſten Schwärmereien und goldenſten Träume uns zauberiſch umweben und in eine Stimmung verſetzen, wo wir leichter verzeihen, lieber geben und die ganze Welt mit innigerer Zärtlichkeit umfaſſen. Eben eure ſtrenge, finſterblickende Moral macht euch hart und rauh und ungefüg und kalt wie Eis — ſo recht verſtändig — aber auch ſo recht

eiſern und ſteinern — da hingegen das Frohſeyn mit den Fröhlichen uns auch geſchickter macht zu dem Weinen mit den Weinenden und der Genuß des Vergnügens einen ganz andern Geiſt über uns bringt und ein neues warmes Herz — jenen voll regen, genialen Schwunges, und dieſes voll gerade der zarteſten Sittlichkeit.

Es iſt wahr, Lenore arbeitete heute nicht viel. Aber muß denn auch immer gearbeitet ſeyn? Haben wir denn dieß Leben nur, um uns durch daſſelbe durchzuwürgen? Nein, Abſprung und Erholung ſoll wechſeln mit der Thätigkeit; denn nur eben dieſer Wechſel von Arbeit und Luſt macht die Luſt zur Arbeit und die Arbeit zur Luſt. Geht's doch ohnehin im Leben immer über zehn Steine und hundert Diſteln, ehe einmal eine Blume kommt.

Es war Nachmittags. Der alte Erhard ſaß draußen im Garten in der Laube mit ſeiner Frau und Tochter, wo ſie Kaffee tranken. Der Vater war bei ſeiner Pfeife Taback, deren er täglich nur zwei rauchte, ſehr geſprächig; und auch die Frauenzimmer wußten beſonders noch viel von geſtern zu erzählen. Luſtig ſummten die Bienen in ihrem nahen Hauſe und eine erquickende Luft durchhauchte die ſchattige

Laube, unter deren aufblühendem Jasmin und türkiſchem Hollunder gelbe und bunte Schmetterlinge umherflatterten.

Natürlich ſprachen ſie auch von Wilhelm. Mutter und Tochter floſſen ganz von ſeinem Lobe über. Sie rühmten ſeine äußere Figur, ſeine geiſtreiche Unterhaltung, ſeine Lebhaftigkeit, ſeine Herablaſſung und ſein ganzes lauter Wohlwollen und Güte athmendes Weſen. Immer kamen ſie auf ihn zurück und konnten nicht Worte genug finden, ſich über ihn auszuſprechen. Von dem, was man liebt, redet man ſo gern. Ach es that Lenoren ſo wohl, ihn immer wieder zu erwähnen und etwas von ihm zu ſagen.

„Aber Lenore,“ hob der alte Pfarrer an, „der junge Treunfels mag ein recht ſchöner und auch braver Menſch ſeyn; doch iſt mir's nicht ganz recht, daß Du ſo viel aus ihm machſt; er ſcheint Dich mehr zu intereſſiren, als er ſollte.“

„Gutes Väterchen,“ verſetzte Lenore, „warum ſoll ich denn Wilhelm nicht gewogen ſeyn? Ich habe ja an ihm nur ein unſchuldiges Wohlgefallen und hege nicht etwa eine Abſicht oder Hoffnung.“

„Man muß ihn lieb haben, wenn man

ihn nur ſieht," half die Pfarrerin; und wenn nun Lenore auch ein Bischen warm für ihn wäre, *was thät's denn?* Wenn er nun eine aufrichtige Neigung zu ihr faßte, warum ſollte ſie dem ihr winkenden Glücke aus dem Wege gehen? Hat man ja doch genug Beiſpiele, daß Reiche und Adliche nicht auf Rang und Vermögen ſahen, ſondern ſich lieber ein Mädchen wählten, die nur Bildung und ein edles Herz beſaß?"

„Ach daran denke ich ja gar nicht," erwiederte Lenore.

„Nimm Dich in Acht, meine Tochter," ſagte der Pfarrer; „das Herz iſt ein wunderliches Ding, das uns einen Streich ſpielt, ehe wir's uns verſehen. Ein bloßes Wohlgefallen wird leicht und ſchnell Zuneigung, und die Zuneigung verwandelt ſich unvermerkt in Leidenſchaft. Ueber nichts ſind wir weniger Herr als über die Empfindungen, denen wir eine Zeitlang durch die Finger geſehen haben. Drum, Lenore, ſey ernſtlich auf Deiner Huth! Ein Liebesverhältniß darf zwiſchen Dir und Wilhelm nicht entſtehen. Sey es, wie es wolle, die Ungleichheit des Standes bleibt in der Ehe immer bedenklich, und

die Fälle, wo ſie glücklich ausſchlägt, ſind immer nur Ausnahmen von der Regel.“

„Ach, aber er iſt ſo gut gegen mich!“ ſeufzte Lenore. „Seine offne Stirn, ſein treues Auge, ſein herzlicher Ton — Alles ſagt, er kann nicht falſch ſeyn!“ ſetzte die Pfarrerin hinzu.

Erhard wollte ſo eben eine neue Einwendung machen, als die Hofthür knarrte und zwei Herren hereintraten. Lenore dachte gleich an Wilhelm. Ihr ſchlug das Herz hoch auf. Sie wurde feuerroth und wieder blaß. Die Pfarrerin war beſtürzt, ſo ohne Vorbereitung überraſcht zu werden.

Man eilte die Gäſte zu empfangen und in das Haus einzuführen. Und ſiehe da, Lenorens Ahnung traf ein. Es war niemand anders, als der alte Major von Treunfels und ſein Sohn.

Nach einer ſo langen von beiden Seiten ſtattgehabten Spannung ſchien die neue Annäherung nicht ohne einige Bänglichkeit und Verlegenheit vor ſich gehen zu können. Der alte Pfarrer zitterte vor Ueberraſchung und Erſchrockenheit. Er wollte ſeine Pfeife weglegen und ſeinen Staatsrock anziehen; doch die Gäſte litten es nicht und drangen darauf, daß er in ſeiner Bequemlichkeit bliebe. Die

Pfarrerin ſtammelte Entſchuldigungen, daß ſie auf die hohen Herrſchaften nicht eingerichtet wäre und daß ſie es ein wenig unordentlich bei ihr träfen — ſie habe Wäſche gehabt — es ſey heute Sonnabend — die Pfarre ſey verbaut und es fehle an Raum, um Alles ſo akkurat zu haben, wie man gern möchte; die beiden Treunfelſe fanden jedoch Alles ſehr ſchön und baten, nicht die geringſten Umſtände zu machen. Sie waren ſo unbefangen und ſo fern von aller ſteifen Förmlichkeit, als ob ſie ſich bei guten alten Bekannten befänden.

Der Pfarrer erholte ſich daher bald von ſeiner Beſtürzung und wurde redſelig und aufgeräumt. Lenore eilte; um eine Chokolade zu kochen. Die Pfarrerin ſuchte verſtohlen hier und da einen Gegenſtand aus dem Zimmer wegzuſchaffen, von dem ſie glaubte, daß er den Gäſten Anſtoß geben könnte.

Die Rede kam bald auf den Prozeß, der wegen einer Lehnsdifferenz entſtanden war. Auch eine Mißhelligkeit über Triftbeeinträchtigung kam dazu. Wie ſtaunte Erhard, als der Major, der immer ſeine Sache ſo hartnäckig verfochten hatte, jetzt ſich mit einemmale ſo bereitwillig zeigte, alle ſeine Anſprüche aufzugeben! Als er bekannte, wie er ſelbſt

Unrecht zu haben glaube, wie nur ein beleidigter Stolz ihn so weit geführt, und wie es ihn oft seit längerer Zeit heimlich geschmerzt habe, als Kirchenpatron mit seinem Prediger in Streit zu seyn! Oft habe er schon auf dem Punkte geschwebt, ihm mit der Versöhnung entgegen zu kommen; und jetzt habe ihm endlich sein Sohn Wilhelm den letzten Anstoß gegeben, die fatale Prozeßgeschichte ganz niederzuschlagen.

Erhard wollte seinerseits auch einige Forderungen fallen lassen, aber der Major nahm es durchaus nicht an und bestand auch darauf, alle Kosten allein zu tragen, da er zu klagen angefangen und die Irrungen zuerst veranlaßt habe. Genug, die Streitsache war bald abgethan und es sollte nun ihrer gar nicht mehr gedacht werden. Das Gespräch lenkte sich bald auf Gärtnerei und Pomologie, welche der Major sehr liebte. Die Gäste schlugen vor, sich in den Pfarrgarten zu wenden, wo sie sich umzusehen wünschten und die Gegenstände ihrer Unterhaltung nahe hätten. Der Pfarrer war nie mehr in seinem Esse, als wenn er jemanden in seinem Garten herumführen und ihm die Herrlichkeiten desselbigen zeigen konnte. Weil er glaubte, die Pomo-

logie müſſe jedermann intereſſiren, ſo war er unerſchöpflich in der Schilderung ſeiner ſeltenen Obſtſorten und verweilte faſt bei jedem einzelnen Baume, über deſſen Geſchichte und Werth ſich ergießend.

So ging's auch heute. Da kam er von den Geſchlechtern der Calvils auf die Pipins, und von dieſen auf die ruſſiſchen Eisäpfel, die ſchon zu Anfang des Auguſt reifen und einen köſtlichen Geſchmack haben ſollten. Der Major kannte ſie noch nicht.

Auch Wilhelm, ob ihn gleich dieſe Unterhaltung weiter nicht ſehr intereſſirte, zeigte doch einen lebhaften Antheil und ſtellte ſich ſehr wißbegierig. Er frug nach den Eisäpfeln, woher ſie ihren Namen hätten.

„Der natürlichſte Grund ihrer Benennung, verſetzte der Pfarrer, ſcheint mir in ihrer Beſchaffenheit zu liegen. Wenn ſie gut gerathen, ſo haben ſie etwas dem Eiſe ſehr ähnliches und ſind beinah durchſichtig, wenn man ſie gegen die Sonne hält. Sie enthalten zuweilen eine halbe Taſſe voll erquickenden Saft und zergehen auf der Zunge. Auch reifen ſie nach und nach, nicht auf einmal alle, ſondern immer einer nach dem andern, ſo daß der Baum drei bis vier Wochen hin-

durch täglich Ausbeute giebt. Wollte man ſie aber auf einmal abnehmen und hinlegen, ſo machte man's nicht recht, denn ſie halten ſich nicht lange."

So zeigte der Pfarrer ſeinen Gäſten die Blutbirn, die Bergamotte Craſanne, die Königin unter den Birnen, die Saint Germain, die petite Muscate, das Présent Royal de Naples. Bei der letztern ſagte er, daß es eine delikate Birn ſeyn ſolle in Italien; daß ſie aber hier zu Lande zwar ihre außerordentliche Größe und Schwere von einem Pfund erreiche, doch von groben Geſchmacke und kaum eßbar ſey. Der Major wünſchte mehrere Sorten, die er noch nicht beſaß. Vor Allem äußerte er ſeine Freude über die artige Obſtorangerie in Blumenäſchen, die ſich Erhard angelegt hatte und verwunderte ſich, als der Pfarrer ihm von Stämmchen, die beinahe noch bloße Ruthen waren, erzählte, wie ſie ſchon drei bis vier Früchte getragen hätten.

Endlich gab die Pfarrerin ihren Manne einen Wink, daß er ſich über ſeinem Lieblingsthema nicht vergeſſen ſolle, und man verfügte ſich zurück in die Laube, wo Lenore mit der Chokolade wartete.

Der Major hatte Lenoren lange nicht in

der Nähe gesehen. Er mußte sich im Stillen gestehen, daß das Mädchen schön war, und daß der Ruf nicht zu viel sage, der sie über alle junge Frauenzimmer der Umgegend erhebe. Auch ihr unbefangenes mit schüchterner Sittsamkeit reizend verschmolzenes Betragen, so wie ihre ungekünstelte Bildung des Herzens und Geistes verrathende Unterhaltung, gefielen ihm ausnehmend. Wilhelm hatte gegen ihn mit Begeisterung von ihr gesprochen und er fand die Schilderung seines Sohnes nicht übertrieben, ob er wohl dessen zu große Wärme hatte tadeln müssen.

Der Nachmittag verrann sehr angenehm. Man war heiter, man scherzte, man fand sich glücklich. Nur bot sich Wilhelm dießmal keine Gelegenheit dar, mit Lenoren allein zu seyn und er mußte sich mit der Sprache der Augen begnügen. An bedungsvollen Blicken fehlte es von beiden Seiten nicht. Oft erröthete sie, wenn sie einander ansahen; manchmal begegneten sich ihre Augen nur auf einem Moment und senkten sich oder wandten sich schüchtern ab; manchmal ruhten sie länger auf einander und strahlten sich mit dem Glanze des Entzückens Alles zu, was unausgesprochen bleiben mußte. So dauerte das süße Minne-

ſpiel fort, ohne daß es bei beiderſeitiger Behutſamkeit den Eltern auffallend werden konnte.

Es nahte der Abend. Der Major winkte Wilhelm zum Aufbruch und man ſchied mit den gegenſeitigen herzlichſten Verſicherungen von Freundſchaft, Verehrung und Ergebenheit.

Siebentes Capitel.

Der erſte Kuß.

Es war Lenorens Gewohnheit, täglich ein- oder zweimal einen Spaziergang zu machen. Zuweilen begleiteten ſie der Vater oder die Mutter, aber gewöhnlich mußte ſie allein gehen, da ſie im Dorfe keine paſſende Geſellſchafterin hatte. Manchmal drängte ſich ihr die Schulmeiſterin auf; aber dieſe Frau war zu ungebildet und zu wenig nach ihrem Herzen, als daß ſie an ihrem Mitkommen hätte Vergnügen finden können. Es iſt eine Strafe für

einen Menſchen von dichteriſcher Natur, mit einem kalten, proſaiſchen Altagsweſen ſpazieren gehen zu müſſen. Auch Schreiber dieſes muß geſtehen, daß er nur entweder allein, oder mit dem intimſten Freunde gern geht, nicht mit einem dumm zutappenden gleichgültigen Leit-Hammel, oder gar mit einer ganzen Heerde von ähnlichen Thiermenſchen oder Menſchenthieren.

Es war Sonntag. Erhard hatte über die Friedfertigkeit gepredigt und an dem Major und ſeinem Sohne ſehr aufmerkſame Zuhörer gefunden. Sein ganzes Herz war übergefloſſen und er glaubte auch an dem Kirchenpatron Zeichen der Rührung bemerkt zu haben. Lenore ſah in der Kirche Wilhelm nur aus der Ferne und dieſes Sehen hatte ihre heißeſte Sehnſucht nach ihm entzündet.

Wenn kein Beſuch kam, ſo war Lenore immer an den Sonntagsnachmittagen melancholiſch geſtimmt. Sie dachte ſich da immer ein ganz beſonderes Vergnügen, und wenn es dann ſo ſtill und einſam um ſie her war, ſo verſank ſie, durch die heiligen Choralmelodien und Geſänge des Morgens weich gemacht, in eine unbeſiegbare Wehmuth. Dann ging ſie am liebſten allein hinaus und überließ ſich ihren ſchwermüthigen Phantaſien.

Auch heute ſchlich ſie einſam durch die ſtillen, lächelnden Fluren. Zärtlich warm ſtrahlte die Sonne und die ganze Welt ruhte in heiliger ſanfter Feier. Der Geiſt einer ſüßen Wehmuth ſchien die ganze Natur zu beſeelen. Alles grünte, blühte und lächelte ſo ruhig und hoffnungsvoll. Der Frühling war ſo ſchön, ſo rührend wie ein liebliches Kind in leisaufathmendem Schlummer.

Ach wie fühlte ſich Lenore die Bruſt ſo eng und voll! Wie durchzitterten ihren Buſen tauſend Töne von Freud und Leid! Wie umwoben die Gefühle der Sehnſucht und hinſterbender Schwermuth ihr gepreßtes Herz! Ihr ganzes Weſen ſehnte ſich nach ihm! nach ihm! und er, ach er war nicht da, war fern in den Augenblicken, wo ſie ihn hätte mit tauſend Armen umfangen und ihm ihre ganze Seele hingeben mögen!

Weich und traurig warf ſie ſich nieder am Ufer des Stromes in das Gras, das mit liebevollem Kühl ſie umfing, und das geiſtige Wehen der Lüfte küßte zärtlich die niederquellenden Thränen von ihren Wangen. Es war ihr unausſprechlich weh und unausſprechlich wohl. Sie ſchwelgte in ſehnſüchtigen Verlangen, ſie lispelte ſeinen Namen, und rief hun-

dertmal: „Wilhelm, mein Wilhelm, wie lieb' ich dich!"

In süße Träume verloren sah sie hinab in das Wellenspiel der Wasser, wie das ewig kam und ging und wie es heimlich rauschte und schwoll, und die kühlichen Hauche drangen ihr ins Herz so frisch und labend, als wollten sie die Gluth ihres brennenden Busens lindern — munter spielten zahllose Fische im Sonnenschein — das ganze feuchte, rastlos bewegte Element war voll wunderbaren, geheimnißvollen Lebens.

Bald sank Lenore wieder zurück in das Gras und träumte sich aus der Tiefe des Wasserreiches hinauf in die Region des unermeßlichen Aethers.

Ach wie süß, so losgebunden und frei sein ganzes Selbst gehen zu lassen und hingestreckt in erquickende Schatten mit den Flügeln der Phantasie sich in dem blauen, endlosen Räumen umherzuschwingen! Wie entfesselt, wie leicht, wie selig ergeht sich da die Seele in den ihr heimischern Regionen! Wie schiffen da Gedanken, Gefühle, Ahnungen, Erinnerungen, Hoffnungen auf einem großen stillen Meere, das voll seliger Inseln ist, von deren Bord uns Wonne auf Wonne entgegenwinken! Wie

wird das Alles zu einer unbeſtimmten einzigen chaotiſchen Empfindung, die aber unſere ganze Seele mit Entzücken fühlt, wie kettet ſich uns da der Himmel an die Erde, wie ſterben wir da ſelig hinein in das blaue Grab, das uns mit ſeinen Wolken ſo weich und liebevoll umbettet!

So lag Lenore. Sie ſchwärmte ſich aus einem Himmel in den andern; die Geſtalten der Erde und des Lebens entſchebten ihr leiſe ferner und ferner, alle frohen und ſchmerzlichen Bilder floſſen ihr im wunderbaren Gemiſch durcheinander und tiefer und tiefer „eingehüllt in gefälligen Wahnſinn“ verſank ſie endlich in einen leichten Schlummer.

Da träumte ihr, wie der ganze Strom in goldnem Glanze ſchimmere und wie ſeine Wellen ſprachen und ſangen und muſicirten und wie die Fluren und die Haine und der Himmel roſenfarben erglühten und wie die Stimmen von tauſend Nachtigallen in den Gebüſchen des Ufers erklangen, und wie ein Nachen daher ſchwebte mit bunter Wimpel näher und näher und wie ein ſchöner Jüngling darin ſaß und eine Guitarre im Arm hielt, der er die ſehnſüchtigſten Akkorde entlockte, die zauberiſch mit ſeiner ſeelenvollen Tenorſtimme ſich

verſchmolzen. Ha, jetzt ſah ſie ihn dicht vor ſich — und, o Himmel! es war ihr Wilhelm. Und er grüßte ſie und reichte ihr die Hand und umſchlang und küßte ſie — und ſie war ſprachlos und ihrer nicht mächtig vor Entzücken.

Schlummre, holde Lenore! Träume noch ein Weilchen ſo ſelig fort! Und wonnig wie dein Traum ſey dein Erwachen!

Alles iſt ſtill um die ſchöne Schläferin. Nur leiſe Lüftchen bewegen ihr mit kühlenden Hauchen die Locken um Stirn und Buſen und wehen ihr tiefen Frieden in die ſanft auf- und niederathmende Bruſt.

Was ertönt da auf einmal! Was plätſchert daher mit Rudertackt? Iſt es das Bild deiner innern Anſchauung, ſelige Träumerin? Und näher und näher kommt's und ſüßer und ſüßer werden deine Phantaſien. Jetzt ſchweigt der Ruderſchlag; der Nachen gleitet von ſelbſt unhörbar über den Strom dahin. Aber ein anderer Ton wird laut; es iſt Guitarrenklang; und eine Stimme tönt ſo voll Gemüth und Seele und ſehnſüchtigen Schmerzes — ach, verknüpft ein magiſches Band die Wirklichkeit mit deinen Einbildungen, iſt es wahr, werden deine Träume zu Leben?

Heller und heller drang es der Schlum-

mernden ans Ohr — ſie regte ſich — aber noch erwachte ſie nicht — ſie hörte die Stimme deutlich rufen — aber noch band der Zauber ihre Gleider — Wilhelm ſtand vor ihr — und noch immer blieb ſie gefeſſelt.

Wilhelm war wirklich da. Auch ihn hatte die Sehnſucht hinausgetrieben und er hatte ſich bei einem Fiſcher einen Kahn gemiethet, um ſich dem Spiel der Wellen und ſeinen Phantaſien zu überlaſſen. Lenorens Bild tanzte vor ihm her auf den Wogen, es ſchwebte wie aus goldnen Düften gewebt um alle Gebüſche der Ufer, er ſah es wohin er blickte. Aber geiſtig nur; ach, es zerrann, wenn er ſeinen Arm ausſtreckte und es faſſen wollte. Und ſo hauchte er ſchmerzvoll ſeine Klagen den Tönen ein und ließ das bange Menſchenherz ſprechen und ſandte abgebrochene Rufe ſeiner Stimme über das wehmüthige Rauſchen der Wellen dahin, mit denen ſich ſeine heißen Thränen miſchten. Auf einmal durch ſchwimmende Augen ſieht er Lenorens Bildniß wieder. Iſt ſie es wirklich? Nein! es iſt ja doch nur wieder Täuſchung ſeiner nur in ihr webenden Sinne und Gedanken!

Aber es verſchwindet ja nicht! Dießmal bleibt es! Hell ſchimmert das weiße Kleid!

Sie iſt es! Aber Sie? Kann es denn nicht eine Andere ſeyn? Näher kommt jetzt der Kahn; er treibt ihn an's Ufer; er ſteigt aus; er tritt hinzu, und Gott! — Sie iſt es!

Reizend lag ſie vor ihm hingeſtreckt — auf ihrem runden marmorweißen Arme ruhte ihr träumendes Haupt — der Locken üppige Fülle ſpielte leisbewegt um ihren hervorquellenden Buſen — der ganze Körper war hingegoſſen in wellenförmig fluthender Schönheit. Dieſer Wohllaut der in einander ſchmelzenden Umriſſe, dieſe göttliche Harmonie aller ihrer Glieder, dieſer blendende Hals, dieſes zarte Lebensroth auf den Lilienwangen, dieſes um ihre Lippen ſchwebende ſüße Lächeln, dieſes himmliſche, vom Wiederſtrahl des innern Entzückens überhauchte Angeſicht — o Wilhelm vergingen die Sinne bei'm Anſchauen der holden Schläferin. Und die Einſamkeit, der zärtliche Hauch der Lüfte, die tauſend Blumen und balſamiſchen Gerüche um die heilige Stätte, die ſchattige Nacht der Gebüſche, undurchdringlich jedem Späherblick — hier mit ihr allein — im Schooß der heimlichſten Frühlingswonne mit ihr allein — es war zu viel — er taumelte vor Beſtürzung über ſein nie geträumtes Glück.

Es durchbrannte ihn ein wildes Feuer, als ſollte er über ſie herfallen und ſie mit ſeinen Küſſen erſticken — es raſ'te in ihm wie Sturm und Blitz durch alle Nerven und Adern. Bald ſiegten aber edlere Gefühle über des Jünglings auflodernde Sinnlichkeit und er ſtarb hin in ſeliger Verlorenheit der Betrachtung. Es durchrann ihn eine ſanfte Wärme, er fühlte immer wieder von neuem die ſüße Erſchrockenheit über ihre Nähe — Thränen des Entzückens brachen aus ſeinen Augen — eine weiche, heilige, glühende Rührung bebte durch ſeine berauſchte Seele. Eine Weile ſtand er ſtumm und regungslos wie ein Feſtgezauberter; er wagte ſie nicht zu ſtören.

Endlich hielt er's nicht länger aus. Leiſe ſchlich er näher und bog ſich zu ihr herab, immer weiter und weiter. Alle Seligkeiten des Himmels ſchwebten auf ihrem lächelnden Antlitz. Er legte leiſe ſeine Hand in die ihrige, ſie ſchien's zu fühlen und machte eine kleine Bewegung, aber noch erwachte ſie nicht. Sie drückte noch ſchlummernd ſeine Hand — es ging ihm wie ein elektriſcher Schlag durch alle Glieder. Wie ſchwollen ihm die feuchten, friſchblühenden Lippen entgegen! Wie dürſteten die ſeinigen nach dem ſüßeſten, fein-

ſten Lebensthau, der auf dieſen Roſen winkte! Eine Zaubermacht zog ihn unmerklich — näher und näher fühlte er den ambroſiſchen Athem ihres Mundes — bis ſich endlich die Lippen berührten und er ſie mit einem vollſchwellendem Kuſſe erweckte.

Sie ſchlug die Augen auf und war im erſten Moment regungslos vor Schreck. Sie wußte nicht, ob ſie noch träumte oder wachte. Wilhelm war immer noch über ſie gebeugt und ſah ſie mit einem unbeſchreiblich ſeelenvollen Blicke an. Seine Hand hatte die ihrige feſter gefaßt. Sie wollte aufſpringen und ſich loswinden; aber er hielt ſie ſanft zurück.

„Was müſſen Sie von mir denken, Herr von Treunfels?“ hob ſie an, „daß Sie mich hier und ſo überraſchen?“

„Ach keine Erinnerung an das ſteife Convenienzenleben,“ entgegnete Wilhelm ſchwärmeriſch. „Und keine Entſchuldigung aus Deinem Munde, ſüßes Mädchen! die Liebe verſetzt uns ja in ein poetiſches Zauberland, wo wir aller irdiſchen Feſſeln ledig ſind. Ach daß ich Dich hier habe und allein habe, daß ich Dir ſagen kann, wie nur mein Herz in Deinem lebt, wie kein Gedanke in mir iſt, der

nicht Dich dächte, wie ich Dich liebe und in Ewigkeit nicht von Dir laſſen kann! Nein, Lenore, ohne Dich iſt die Welt mir ein Grab und das Leben mir verzehrende Pein! Dich muß ich beſitzen!“

„Aber Herr von Treunfels, dieſe Raſchheit —“

„Traf mich doch Dein erſter Anblick wie Blitz! Ja der Flügel der Liebe reißt mich fort mit Sturmesallgewalt – ich kann nicht widerſtehen noch zögern oder zweifeln, wo ich mich für ewig entſchieden fühle. Ha, antworte mir, Mädchen, ich bin unglücklich, wenn Du mir nicht erſehnte Antwort giebſt — ſprich, Lenore, liebſt Du mich?“

Lenore ſchwieg in ſüßer Verwirrung.

„Lenore, liebſt Du mich?“ wiederholte Wilhelm mit höherer Leidenſchaft und riß krampfhaft an ihrer Hand.

„Ich darf ja nicht!“ lispelte Lenore mit Thränen in den ſchönen Augen.

„Alſo liebſt Du mich doch! Ja Du liebſt mich! Nichtwahr? Ach ſage nur einmal das ſüße Wort, das mir wie Sphärenton durch alle Ewigkeiten nachklingen ſoll! Sprich, mein holdes Leben! Reiße mich nur aus der Ungewißheit!“

Da drang das ſüße: „Ich liebe Dich!“ von ihren Lippen und der ſelige Bund der Herzen war geſchloſſen.

Achtes Capitel.

Die Freunde.

Die Wieſen wurden täglich blumenreicher und die Wälder grünten dichter — ein wärmerer Geiſt durchhauchte die Natur — ſo grünte und blühte auch die Liebe des beglückten Paares täglich ſchöner auf — ſo wuchs auch in ihren Herzen das himmliſche Feuer.

Ach, nur ein Zug aus dem Kelche der ſüßeſten Leidenſchaft, und unſre Nüchternheit iſt für immer verloren!

Auch Wilhelm und Lenore überließen ſich ihren glühenden Empfindungen und Phantaſien mit einer glücklichen Unbekümmertheit um Alles, was der Verſtand dagegen haben konnte. Es verging kein Tag, wo ſie ſich nicht ſahen

und meiſtens trafen ſie an jenem heimlichen Uferplätzchen zuſammen, wo Wilhelm Lenoren das erſtemal gefunden hatte. Nur, wenn heftige Regen und Ungewitter keinen Spaziergang erlaubten, fielen ihre Schäferſtunden weg, und dann hätten ſie vergehen mögen vor Ungeduld und ſchmerzlichem Verlangen.

An Wilhelm waren im Gewühl der Welt ſo manche ſchöne weibliche Erſcheinungen vorübergegangen, aber keine hatte bisher mehr als flüchtige Eindrücke auf ihn zu machen vermocht. Ihre körperlichen Reize erkannte er öfters als vollkommen; doch das Ideal von Bildung des Geiſtes und Unſchuld des Herzens, das ihm vorſchebte, war ihm noch nicht begegnet. In Lenoren hatte er nun das Mädchen gefunden, in dem ſich hohe Schönheit mit dem reinſten, liebenswürdigſten Innern vereinigte; ſollte er nun ſelbſt mit entweihendem Ungeſtüm in den heiligen Tempel brechen? Nein, anbeten mußte er dort und jene Triebe, die zwar menſchlich, doch auch thieriſch ſind, verbannen. Lenore war ihm zu theuer, als daß er ſie hätte unglücklich machen ſollen.

O ihr gemeinen Seelen, die ihr die Möglichkeit einer ſo zärtlichen und doch reinen Verbindung mit einem Mädchen nicht glauben mö-

get und Alles! in eure grob-materialiſtiſche Sphäre herniederzuziehen ſtrebt, wie verſündigt ihr euch an der Blüthe des Göttlichſten, was die Erde trägt, wie tretet ihr das Himmliſche in Schmutz und Staub!

Nein, ein reiner, unſchuldiger Umgang mit einem Mädchen iſt einem wahrhaft edeln, idealiſch athmenden Jünglinge gewiß möglich; das „ſchöne Gemälde braucht nicht, wie Jean Paul ſich ausdrückt, zerknüllt zu werden.“

Doch wieder zur Geſchichte!

Eines Tages, als Wilhelm auch einmal Lenoren zueilen wollte, trat ihm ſein lange nicht geſehener Freund Carl von Linden entgegen.

„Wilhelm,“ hob er ſogleich an, „ich habe ein Wort mit Dir zu reden!“

„Was iſt's?“ frug Wilhelm kurz und kalt.

„Wir ſind uns fremd geworden, faſt möcht' ich ſagen feind. Deine Schuld! Du haſt nicht edel gehandelt!“

„Wie ſo?“

„Du haſt mir Lenorens Herz entriſſen. Ich liebte ſie und ſonnte mich in ihrem Lächeln — aber ſie lächelt mir nicht mehr und es welkt die Pflanze, die ihres Sonnenſtrahls entbehrt.“

„Warum haſt Du ſie mir gezeigt?“

„Doch nicht, daß Du mir ſie wegſtehlen ſollteſt? Ach ſie war einſt wärmer und freundlicher gegen mich; ſeit Deinem Hierſeyn blickt ſie mich kaum noch an — ich bin ihr läſtig und muß mit dem Gefühl des verzehrendſten Grames ſehen, wie ein Anderer die Wonne genießt, nach der ich lechzte. Aber Du ſollſt ſie nicht beſitzen! Wir haben uns bei Nacht unter den Sternen des Himmels Freundſchaft geſchworen bis in den Tod — doch das iſt vorbei. Du warſt der Verräther. Du biſt nun mein Feind! Komm, folge mir, laß uns kämpfen auf Leben und Tod! Wer übrig bleibt, der ſoll Lenoren haben!“

„Carl?“ fragte Wilhelm ſchmerzlich bewegt, „iſt das Dein Ernſt?“

„Ja!“ verſetzte Linden in dem Tone des unerſchütterlichſten Entſchluſſes.

„Wir haben ſo göttliche Tage mit einander verlebt, wir ſind uns ſo viel geweſen —“

„Das iſt vorüber! Keine unnützen Reden! Komm, dorthin in den Wald! Ich habe Piſtolen bei mir!“

„Nun, wenn Du darauf beſtehſt, ſo ſey es!“

Schweigend gingen die beiden Freunde nach dem Walde und fanden bald einen Platz,

der ihrer Abſicht angemeſſen war. Sie bezeichneten die Stellen der Entfernung und looßten, wer zuerſt ſchießen ſollte. Das Loos fiel auf Wilhelm. Kalt reichte Linden Wilhelmen das eine Piſtol; ſie ſtanden einander gegenüber; die fürchterliche Scene ſollte beginnen.

Wilhelm zauderte. „Schieß zu!“ rief Linden ungeduldig. „Ach, nach Deinem Herzen ſoll' ich zielen? Mir zittert der Arm! Ich kann es nicht!“

„Weibiſche Memme,“ verſetzte Linden hohnlächelnd, „iſt Dir ſo bang in der Nähe des Todes?“

Wilhelm erhob den Arm mit dem Mordgewehr, ließ ihn aber alſobald wieder ſinken.

„Nur einige Augenblicke geſtatte mir noch!“ bat er; „Du kennſt mich ja und weißt von der Univerſität her, daß ich das gefährliche Spiel nicht ſcheue!“

Wilhelm ſchien mit ſich ſelbſt zu ringen — er zitterte, er wankte — aber bald war ſein innerer Kampf entſchieden.

„Freund,“ rief er Linden zu und ging ihm entgegen, „Freund,“ ſagte er noch einmal mit halbgebrochener und bebender Stimme, „der Tod iſt mir Kinderſpiel; aber mein Gewiſſen verlangt, daß ich Dir das ungeheure

Opfer bringe und Lenoren entſage. Oder argwöhnſt Du noch Feigheit in mir, hier iſt meine Bruſt! So ſchieß mich nieder! Weiß ich doch nicht, wie ich ohne ſie das Leben tragen ſoll! Ich werde mir's ſelbſt nehmen müſſen, und da nimm Du mir's lieber! Keine Macht der Welt hätte mich von Lenoren losgeriſſen, ja ſelbſt nicht meines Vaters Fluch, aber dem Freunde, ja dem Freunde opfr' ich die Geliebte und mein Leben! Nimm ſie hin und ſey mit ihr glücklich!"

Wilhelm brach die Stimme, ſeine Knie zitterten, er war durch Mark und Gebein erſchüttert.

Seine Worte und noch mehr ſein Anblick drangen Linden in die Seele.

„Nein," rief er, mit ausgebreiteten Armen auf ihn losſtürzend und ihn an ſich preſſend, „nein, Wilhelm, Du biſt kein falſcher Verräther; Du biſt der Freund, der noch mehr kann als ſterben für den Freund, Du haſt die letzte Probe beſtanden. Aber ich, dem das Opfer leichter wird, nicht Du, dem es das Leben koſtet, habe es zu bringen. Mich liebt Lenore nicht und wird wohl nie mich lieben, darum behalte Du ſie, dem ſie gehört,

und der ihr Herz beſitzt. Und mehr als je bin ich nun Dein Freund!“

Noch beharrte Wilhelm auf ſeiner einmal ausgeſprochenen Entſagung, und es entſtand ein edler Wettſtreit unter den Freunden; doch endlich nahm er das Opfer von Linden an, da es dieſem am wenigſten koſtete und ſich vorausſehen ließ, daß im entgegengeſetzten Falle Linden doch Lenorens Liebe nie erlangen würde.

Verſöhnt und mit warmen Herzen gingen die beiden Freunde aus einander.

Neuntes Capitel.

Der Verräther.

Nicht immer waren Wilhelm und Lenore bei ihren Zuſammenkünften ſo vorſichtig, als ſie hätten ſeyn ſollen. Die im Felde thätigen Landleute verfolgten gar oft mit neugierigen Blicken die täglich erſcheinenden Spaziergän-

ger, die ſie immer nach einem Punkte ſich wenden und ſogar zuweilen mit einander gehen ſahen. Auch mochten wohl noch andere Spione angeſtellt ſeyn und beſonders von der eiferſüchtigen Auguſte von Hohenburg. Ein Liebespaar läßt man ſelten unbelauert und ungeſtört.

Erhard ſelbſt hatte ſtarke Muthmaßungen und beſchwor ſeine Tochter, ſich um Gotteswillen nicht in ein Verſtändniß mit dem Edelmann einzulaſſen, indem er ihr die dabei drohende Gefahr mit den ſchreckendſten Farben malte. Lenore jedoch leugnete gegen den Vater alle nähere Verbindung mit Wilhelm und lächelte nur über ſeine Beſorgniſſe.

Indeß die Mutter wußte um das Geheimniß; denn ihr ſagte Lenore Alles, weil ſie ganz anders über die Sache urtheilte als der Vater. Es ſchmeichelte Marias Eitelkeit, daß ein Adlicher an Lenoren Gefallen fand und mit Entzücken ſpann ſie ſich den Traum aus, wie ihre Tochter einmal noch Wilhelms Gattin werden und mit ihr drüben auf dem Schloſſe reſidiren würde als eine gnädige Frau. Sie beſtärkte daher Lenoren eher in ihrer Verirrung, als daß ſie ihr hätte warnende Winke geben ſollen und was der Vater mit ſeinen Ermahnungen aufbaute, das riß ſie nieder.

Schöne Kleider, Equipage, Dienerſchaft, das Wörtchen „von“ — dieſe Dinge umhüllten ihre Augen mit einem Nebeldunſt, der ſie die Wahrheit nicht erkennen ließ.

Doch wenden wir uns jetzt zu dem Major. Schon ſeit längerer Zeit war dieſem ſowohl Wilhelms tägliches Umherſtreifen in dem Freien, als auch ſein ganges Weſen aufgefallen. Sein Sohn kam ihm empfindſamer, ſchwärmeriſcher und zerſtreuter vor als jemals. Und der Zufall leitete ihn auf die Spur. Es fiel ihm ein, in Wilhelms Abweſenheit einmal unter deſſen Papieren umherzuſtören, und da traf er auf einen ganzen Stoß Gedichte, die alle an ein mit L. — bezeichnetes Mädchen gerichtet waren und die glühendſte Liebe athmeten. Sogleich dachte er an Lenoren. Doch das bewies noch nichts. Lenore konnte gemeint ſeyn, aber ihm nur zu einem dichteriſchen Ideale dienen.

Ein anderer Umſtand machte ſeinen Argwohn erſt zur Gewißheit. Vor kurzem war ſein Jäger abgegangen und der Kammerjunker von Hohenburg hatte ihm einen andern zugewieſen. Dieſer Menſch beſaß ein einſchmeichelndes, gefälliges, glattes Weſen, aber eine heimtückiſche, hinterliſtige, boshafte Seele, die ganz zu Angebereien und Intriguen geſchaffen

war. Ihn hatte Auguſte von Hohenburg für ſich zu gewinnen gewußt und vor ſeinem Anzuge bei dem Major von Treuenfels gehörig inſtruirt. Er ſollte den Aufpaſſer machen und dem Vater in Hinſicht auf Wilhelms Liebſchaft die Augen öffnen. Ja nicht nur gegen den Alten ſollte er reden, ſondern auch die Sache recht unter die Leute bringen. Auguſte hatte ihm für dieſen zu leiſtenden Dienſt ſchon ein Röllchen Gold gegeben und noch eins verſprochen. Curt, (ſo hieß er) der an dergleichen Verhetzungen ſchon ohnehin Vergnügen fand, fühlte ſich durch die theils ſchon erhaltene, theils noch zu hoffende Belohnung doppelt angeſpornt, ſeiner geheimen Inſtruktion Gnüge zu leiſten.

Bei ſeinem umherſchweifenden Berufe und bei Wilhelms Unvorſichtigkeit wurde es ihm nicht ſchwer, das, wovon man erſt nur noch unbeſtimmt munkelte, mit Augen zu ſehen. Noch wagte er nicht ſogleich gegen den Major damit herauszukommen. Erſt nach einigen Wochen, als er ſich ſchon bei ihm eingeſchmeichelt und in ſeiner Gunſt feſtgeſetzt, begann er eines Tages zu reden.

„Herr Major,“ hob er an, indem er die täuſchendſte Miene der Treue und Gewiſſen-

haftigkeit erheuchelte, „ich habe etwas auf dem Herzen, getraue mir es aber nicht zu ſagen.“

„Rede, lieber Curt,“ entgegnete Treunfels. „Du brauchſt Dich nicht vor mir zu fürchten; Du biſt ein braver Kerl und ſolchen geſtatte ich gern eine freie Sprache.“

„Aber Sie könnten einen Haß auf mich werfen, gnädiger Herr — denn was ich Ihnen mitzutheilen habe“ — hier ſtockte Curt — „nein, ich will's verſchweigen!“

„Du machſt mich neugierig, Curt!“ verſetzte der Major. „Geht es denn mich an, was Du zu ſagen haſt?“

„Nein, Sie nicht geradezu, — aber doch auch. Eigentlich betrifft es Ihren — Ihren Herrn Sohn. Es giebt böſe Zungen, die ihm etwas nachreden, das — doch erlaſſen Sie mir die traurige Nothwendigkeit, Ihnen etwas Unangenehmes zu ſagen!“

„Nein, Curt, ich will's wiſſen! Rede! Sey es auch, was es ſey!“

„Vielleicht iſt's nicht wahr!“ fuhr der Jäger fort. „Aber ich bedaure nur den jungen gnädigen Herrn und Sie, daß man Sie in ein ſo ſchändliches Gerede bringt.“

„Was ſpricht man von meinem Sohne?“

fragte der Major mit donnernder Stimme und rollte wild die Augen.

„Sie ſind zornig, ehe Sie es wiſſen, gnädiger Herr; was werden Sie erſt thun, wenn Sie es erfahren? Ich ſehe es voraus, Ihr Unwille wird mich treffen, der ich nur aus Gewiſſenhaftigkeit —“

„Nein, guter Curt,“ ſagte der Major, Sanftmuth erzwingend; „Dir werde ich's nicht entgelten laſſen; thu' mir nur den Gefallen und rede frei und offen!“

„Mit der Bedingung, daß Sie verſchweigen, von wem Sie's gehört. Denn wenn ich mir die Ungnade ihres Herrn Sohnes zuzöge“—

„Ich gebe Dir mein Wort, er ſoll nichts erfahren!“

Nach einigen Augenblicken des Beſinnens hob Curt wieder an:

„Ich liebe es nicht, den Angeber zu machen und am wenigſten, Jemand von meiner Herrſchaft zu verläumden. Aber wenn der gute Ruf derſelben gefährdet wird, dann läßt's mir keine Ruhe.“

„Komm zur Sache, Curt!“ erinnerte der Major. „Was ſpricht man von meinem Sohne?“

„Man ſagt — man will wiſſen — — man

munkelt allgemein davon, daß er die Pfarrerstochter heirathen werde."

„Was? Wen?" ſchrie der Major auf.

„Die ſchöne Lenore," fuhr Curt mit argliſtigem Lächeln fort, die allerdings ſeinem Geſchmacke keine Schande macht und eine treffliche Gemahlin für ihn ſeyn würde, wenn ſie die Tochter eines Edelmanns wäre."

„Und wie iſt dieſes Gerede entſtanden?"

„Entſtanden?" wiederholte Curt.

„Ja, wer hat gewagt, es in Umlauf zu bringen? Was gab dazu Veranlaſſung?"

„Veranlaſſung?"

„Biſt Du doch ſo wortkarg! Ich ſehe an Deiner geheimnißvollen Miene, Du weißt mehr, Curt. Entdecke mir Alles! Es ſoll Dein Schade nicht ſeyn! Ich will es Dir gedenken!"

Hierauf erzählte Curt dem Major, wie er das verliebte Paar ſeit einiger Zeit faſt täglich belauſcht und wie Wilhelm faſt auf allen ſeinen Spaziergängen mit Lenoren zuſammentreffe. Die Veranlaſſung zu dem Geſchwätz hätten alſo die Beiden ſelbſt gegeben, indem ihre Zuſammenkünfte ja nothwendig auffallen müßten. Man rede übrigens noch Schlimmeres, was er nicht ausſprechen wolle, denn es

ſey leicht zu errathen. Uebrigens verſicherte Curt nochmals, daß er ſein Geheimniß ewig bei ſich behalten haben würde, wenn ihn nicht ſein Gewiſſen und die Beſorgniß um das Wohl ſeiner Herrſchaft getrieben hätte, es zu offenbaren, um im Anfange des Uebels weitern böſen Folgen noch glücklich vorbeugen zu können.

Der Major war in zorniger Bewegung, doch unterdrückte er ſie gegen Curt und verſicherte ihn ſeiner Gnade, da er ihm durch ſeine Mittheilung einen großen Dienſt erwieſen habe.

Nicht lange, nachdem Curt fort war, kam Wilhelm ſo eben von Lenoren zurück. Sein Herz war noch trunken von Wonne — ſie hatte ihm heute ganz beſonders liebenswürdig geſchienen — es wurde ihm ſchwer, ſeine überfrohe Stimmung einigermaßen zu verbergen.

„Wo kommſt Du her?“ frug ihn der Vater in einem gleichgültigen Tone.

Unbefangen verſetzte er: „von einem ſehr angenehmen Spaziergange weit in's Thal hinaus nach der Ruine, die ich ſo gern beſuche und wo ich mich in die alten Ritterzeiten träume.“

„Iſt das wahr?“ frug der Vater mit einer prüfenden Miene und einem ganz eigenen Nachdruck.

„Warum zweifeln Sie lieber Vater?“ verſetzte Wilhelm, noch unbeſorgt und nichts Böſes ahnend.

„Wenn ich aber nun wüßte, daß Du wo anders geweſen wäreſt? Höre, Wilhelm, ich vergebe Dir jeden Fehler, nur den nicht, wenn Du gegen mich nicht offen biſt! Geſtehe, daß Du von Lenoren kommſt! Ich kenne nun Deine Schliche! Kein Läugnen kann Dich retten!“

Wilhelm wurde blaß und vermochte kein Wort zu ſprechen.

„Deine Beſtürzung beſtätigt, was ich ſagte,“ fuhr der Vater fort. „So wiſſe denn Wilhelm; ich habe Alles erfahren; erfahren, daß Du täglich mit der Pfarrerstochter zuſammen biſt, erfahren, daß Du die thörichtſte Leidenſchaft zu ihr gefaßt, erfahren, daß Du ihr ſogar die Ehe verſprochen haſt! Toller Jüngling! Wie kannſt Du Dich mit einem gemeinen Mädchen ſo weit einlaſſen? Wäre es eine andere geweſen, ich hätte es verzeihlicher gefunden und als einen Jugendſtreich wohl ganz überſehen — aber dieſe Pre-

digerstochter — zu Deiner Maitresse ist sie zu gut, und zu Deiner Gemahlin zu schlecht!“

„O mein Vater,“ hob Wilhelm mit lebhafter Aufwallung an; „ich gestehe, ich mag gefehlt haben, daß ich Ihnen eine Leidenschaft verbarg, von der ich voraussah, daß sie mir nur Ihren heftigsten Tadel zuziehen würde. Ja mein Verstand billigte sie selbst nicht; aber mein Herz — mein Herz! Ich konnte nicht anders. Ich mußte diese Lenore lieben, mit einer Gluth, die unauslöschlich, unendlich, ewig ist! Ja ich gestehe, ich suchte täglich die Gelegenheit, sie zu sehen, das Band der Liebe wob sich enger und enger um unsre Seelen, und ich schwor ihr, mich mit ihr zu vermählen! Unser Schicksal ruht in Ihrer Hand! Sie können uns unglücklich, Sie können uns selig machen! Aber Ihren einzigen Sohn werden Sie nicht in Verzweiflung stürzen! Nichtwahr, Ihr Sinn ist nicht unbeweglich und Sie hangen nicht blind an den elenden Vorurtheilen, die den Werth eines Menschen nur nach Rang und Vermögen wiegen? Ja ich hoffe, Sie lassen sich rühren und gestatten mir die Verbindung mit dem Mädchen, deren innerer Adel ihr den äußeren ersetzt!“

„Wo denkst Du hin?“ erwiederte zornig der Major. „Ich Dir jemals meine Einwilligung zu einer Heirath geben, die meine Ahnen im Grabe schändet? Solch einen Flecken auf unsern Stammbaum? Nein, unser alter Adel, der so viele Jahrhunderte hinausreicht, er soll rein bleiben; ich will den Nachkommen nicht Grund geben, meiner Asche zu fluchen!“

„Aber theuerster Vater,“ entgegnete Wilhelm, „das Mädchen ist so schön, so vortrefflich, so liebenswürdig und voll Herzensgüte, so ganz dem Bilde entsprechend, das ich längst voll Sehnens in der Seele trug und nirgends — nirgends fand — und Gleichheit der Geister und Herzen — ist sie denn nicht mehr als Gleichheit des Standes?“

„Poetische Schwärmerei!“ versetzte der Vater. „Hinweg mit diesen dichterischen Träumen! Du sollst mir in das Reich der Poesie und Wirklichkeit zurück! Der Verstand ist der Rathgeber, den man hören muß; das Herz führt uns nur irre. Die Heirath mit einer Andern soll Dich von Deiner Thorheit heilen!“

„Heilen? Die Verheirathung mit einer Andern?“ rief Wilhelm schmerzlich aus. „Von einer Wunde, an der ich sterben müßte, erwar-

ten Sie Heilung? Und wer wäre denn diese Andere, über der ich Lenoren vergessen könnte?“

„Auguste von Hohenburg,“ versetzte der Major.

„Auguste von Hohenburg? Diese zudringliche, verbildete, kalte, aller liebenswürdigen Eigenschaften des Herzens ermangelnde, durch das Residenzenleben verdorbene Kokette könnte mir eine Lenore ersetzen? Mit ihr, die mir zuwider ist, sollte ich den Bund schließen, von dem das Glück des Lebens abhängt? Nein, nie, nie — ich kann es nicht!“

„Du sollst aber!“ fiel der Major heftig ein; „binnen drei Wochen muß sie Dein Weib seyn. Ich verlange es, daß Du sie heirathest und die Pfarrerstochter vergissest!“

Wilhelm machte alle nur mögliche Gegenvorstellungen und sie wollten anfangs alle nichts fruchten. Endlich aber gelang es doch, den Vater zu erweichen, unter der Bedingung, daß sich Wilhelm von Lenoren loszureißen versprach. Nur noch einmal wollte er sie sehen, um ihr für ewig Lebewohl zu sagen, und dann eine Gattin erwählen, die seinem Stande angemessen seyn würde.

Zehntes Capitel.

Der Abſchied.

Es war ein himmliſcher Frühlingsabend. Berge, Wald und Thal blitzten grün und golden im Wiederſtrahl der abſchiednehmenden Sonne. Die Lüfte ſäuſelten ſanfte Kühlung. Rings ſchmetterte ein Heer von Nachtigallen.

Mit berauſchter Seele war Lenore hinausgegangen in die wonneathmende Natur und freute ſich in der Hoffnung, heute mit ihrem Wilhelm einen recht ſeligen Abend zu genießen. Spähend flogen ihre Blicke nach dem Geliebten ihres Herzens umher, den ſie immer ſchon in weiter Ferne erkannte. Aber ringsumher entdeckte ſie ihn heute nicht. Eine ſchwermüthige Ahnung drang durch ihre Seele; doch bald beruhigte ſie ſich mit dem Gedanken, daß ihn irgend eine Abhaltung länger als gewöhnlich verweile und daß er doch noch erſcheinen müſſe.

Sie harrte ein Weilchen. Minuten wurden ihr ſo lang wie Stunden, ſo ſehnte ſie ſich heute nach ihm.

Endlich, endlich ſah ſie ihn kommen — doch nicht wie gewöhnlich mit dem ſtürmiſchen Schritt, der ſeine Ungeduld anzeigte — nein, langſam ſchlich er und blieb öfters ſtehen, als ob es ihm ſchwer würde, ſich ihr zu nähern. Sie konnte ſich das nicht erklären und ſprang ihm verwundert entgegen. Aber ihre Befremdung ſtieg noch mehr, als ſie nun vor ihm ſtand und er ihr nicht mit Kuß und Umarmung entgegenſtürzte, ſondern mit düſterm zu Boden geheftetem Blicke zögerte.

„Was haſt Du, mein Wilhelm? Was iſt Dir?“ fragte ſie mit dem innigſten Tone. „Was fehlt Dir? Du ſcheinſt traurig? Warum biſt Du heute ſo?“

„Ach ich werde wohl nun immer ſo ſeyn!“ entgegnete Wilhelm und helle Thränen ſchoſſen ihm aus den Augen.

„Immer ſo ſeyn?“ wiederholte Lenore. „Gott, wie meinſt Du das? Du erſchreckſt mich! Was iſt vorgegangen?

Lange war Wilhelm nicht vermögend zu ſprechen. Er ſtreichelte nur ihre Wangen und Haar und preßte ſie zärtlich an ſich und weinte. Endlich erzählte er ihr das Vorgegangene und eröffnete ihr, daß dieſe Zuſammenkunft

nach dem Willen ſeines Vaters die letzte ſeyn ſolle.

Lenore war außer ſich vor Schmerz und zerfloß in Thränen. Alle Reize der Natur machten nur wehmüthige Eindrücke auf das zum Tode betrübte Paar; die zärtlichen Liebesgeſänge der Nachtigallen redeten ihnen jetzt nur von einer Seligkeit, die ſie nun für ewig entbehren ſollten und drangen als durchbohrende Klagelieder in ihre blutenden Herzen.

Golden ſtieg der volle Mond empor und verklärte mit ſeinem magiſchen Strahl die himmliſchen Umgebungen. Aber weil ſie an dieſem ſchönen Abende zum letztenmale glücklich ſeyn ſollten, deshalb waren ſie eben unglücklich.

„Alſo nie wieder!“ ſeufzte Lenore, umarmend den von tödtlichen Schmerz durchdrungenen Wilhelm.

„Alſo nie wieder!“ wiederholte noch leidenſchaftlicher die weinende Lenore und drückte den Geliebten feſter an ſich, als wollte ſie ihn nicht loslaſſen, da ſie ihn nun verlieren ſollte.

„Dieſe Küſſe die letzten! Dieſer Liebesblick eine für ewig untergehende Sonne!“ So tönte es von Beider Lippen in abgebrochnen Seufzern.

„Ich werde keine Andere lieben können!“ rief Wilhelm aus.

„Mit keinem Manne, als mit Dir, vermag ich glücklich zu seyn!“ stöhnte Lenore.

Auch der bitterste Liebesschmerz hat etwas Süßes. In der zärtlichen Wehmuth woben sich die Beiden enger an einander und verloren sich in ungezügelte Schwärmereien. Ihre Seelen schweiften in's Jenseits, sie phantasirten von dem Wiedersehen in andern Welten; nur erweckte sie daraus immer wieder der bittere Gedanke an die Wirklichkeit.

Die Welt war heute so schön! Sie hätten mit einander so unermeßlich glücklich seyn können! Die innige, selige Nacht umwebte sie so schmeichelnd, so warm, so liebevoll!

Leis ist der Uebergang von dem geistigen Schwelgen zu sinnlicher Berauschung. Die Schwärmereien hatten allen ihren Nerven eine höhere Fühlbarkeit und Erregbarkeit gegeben. Wilhelm durchzuckte der Gedanke: „Zum letztenmale gehe ich nicht so von ihr!“

Heißer wurden seine Küsse, zärtlicher sein Liebesgelispel, heftiger seine Umarmungen. Und ach Lenore! Sie widerstand nur wenig. Der süße Rausch betäubte alle ihre Gedanken; sie war ihrer nicht mehr mächtig.

In wilder Gluth enthüllte Wilhelm die ſchönen, ſtraffen Formen ihres wallenden Buſens dem keuſchen Blick des Mondes. Sie widerſtrebte; aber zu ſtürmiſch war des Jünglings Gewalt. Mit trunknen Augen ſtarrte er verzückt die runden, blendendweißen Marmorhügel an und verſchlang gierig die ihm bis jetzt verborgen gebliebenen Reize des holden Mädchens. Mit tauſend Küſſen bedeckte er dann die weichen Schwanenbrüſte und legte ſein Haupt an ſie und fühlte näher das heiße Wallen ihrer innern Gluth und den ſtürmiſchen Schlag des unter ihnen heraufklopfenden Herzens.

Lenore war nun ganz Hingebung gegen den Geliebten ihrer Seele. Sie war beſiegt. Zärtlich ſtreichelte ſie ſein weiches Haar und ſchwiegte ihre hochglühende Wangen herab an die ſeinige. So ruhte Wilhelm wie träumend ein Weilchen an ihrem Buſen.

Es war kein Lauſcher in der Nähe. Nur der verſchwiegene Mond und die ewigen Sterne lächelten freundlich hernieder. Er hätte ungeſtört mit Lenoren die letzte der Wonnen genießen können; aber ſein beſſerer Genius erwachte wieder. Die Schwäche ſeines Mädchens zu benutzen ſchien ihm unrecht. Sie

war' ihm ſo lieb — ſo unendlich lieb; und dadurch hätte er ihr keine wahre Liebe erzeigt und das unſchuldige, reine Verhältniß zu ihr mit einenmale vernichtet.

Wie aus einem Traume erwacht fuhr er empor, und nahm Abſchied von ihr.

„Auf ewig alſo?“ frug weinend Lenore.

„Auf ewig?“ wiederholte er, ſich ſelbſt fragend, und die ganze Laſt des Wortes fühlend. Er empfand, daß ihm dieß nicht möglich ſeyn würde. Mehrmals wollte er gehn und kehrte immer wieder zurück.

Endlich flüſterte er ihr zu: „in acht Tagen wieder hier um dieſe Stunde!“ und riß ſich ſchnell aus ihren Armen.

Eilftes Capitel.

Die Verabredung.

Wilhelm verſuchte es, Lenoren zu vergeſſen, und ſtellte am nächſten Tage allerlei proſai-

ſche Betrachtungen an, um ſich dieß zu erleichtern.

Mag ſie ſo ſchön ſeyn, als ſie will, dachte er bei ſich ſelbſt, ſie paßt ja doch für dich nicht; und es giebt ja in der großen weiten Welt noch hundert Andere, die auch körperliche Reize beſitzen. Und ihre Seele? Ihr Herz? Auch das hat ſie nicht allein. Es giebt der liebenswürdigen Mädchen viele. Es iſt am Ende blos Einbildung, daß du glaubſt, mit keiner Andern glücklich ſeyn zu können; es iſt die Bezauberung der Liebe, die dich blind macht gegen die Vorzüge Anderer, es iſt der Rauſch deiner thörichten Leidenſchaft, der dich ihr ſogar eine Menge von Vollkommenheiten andichten lehrt, die ſie vielleicht gar nicht beſitzt. Und ſollſt du als der einzige geliebte Sohn deinem Vater ein Herzeleid bereiten, das ihn vielleicht früher in die Grube ſtürzen würde? Sollſt du ihn an ſeiner empfindlichſten Seite, an ſeinem Stolze, verwunden und ſeinen Fluch ſtatt ſeines Segens erndten?“

Nach ſolchen Betrachtungen ſchien er ſich wie von einer langen Thorheit geheilt und nahm ſich vor, auch nach Ablauf der acht Tage nicht wiederzukommen. Es war ein regnigter

Tag, er verbrachte ihn mit eifriger Lektüre in den Schriftſtellern der Alten und fühlte ſich ſeinem Studium recht aufgelegt. Gegen den Vater erſchien er geſprächig und ſcherzhaft, und erzählte ihm in dem trockenſten Tone, wie er von Lenoren Abſchied genommen und nun ganz verſtändig geworden, dieſe Verirrung ſeiner Neigung ſelbſt verdamme.

Aber es iſt um das menſchliche Herz eine wunderliche Sache. Wie ſchnell wechſeln in ihm Freude und Schmerz, Gleichgültigkeit und Empfindſamkeit, Liebe und Haß, Kälte und Gluth! Wie ſeltſam drängt ſich zuweilen ein eiſiger Froſt mitten zwiſchen unſre flammendſten Gefühle! Aber der Funke ſchlummert dann nur; bald bricht er wieder aus; das Eis ſchmilzt; und verdoppelt lodert das alte Feuer.

So geſchah es auch Wilhelm. Am nächſten Tage war ihm ganz anders zu Muthe. Er wußte nicht wie ihm geſchah; es befiel ihn eine Sehnſucht, eine Wehmuth, ein heißer Liebesſchmerz, der ihn zu verzehren drohte. Es litt ihn nicht im Zimmer. Weit rannte er hinaus, dem Regen und Wind entgegen von den Bergen in's Thal und wieder auf die Berge, aber nirgends fand er Ruhe für ſeine gepreßte Seele. Er war ganz aufgelöſt in Troſtloſig-

keit und in Strömen mischten sich seine Thränen mit dem Thau des Himmels.

Ach, Lenorens Bild umschwebte ihn wieder mit allen seinen alten Reizen; seine Sophistereien von gestern zersprangen wie Seifenblasen, und die scheinbare Gesundheit seines Geistes war nur die Vorläuferin einer neuen desto heftigern Seelenkrankheit gewesen, wie oft eine dumpfe Stille der Vorbote ist eines nahenden Ungewitters. Lenorens Göttergestalt, ihr himmlisches Auge, ihr süßes Lächeln, der seelenvolle Klang ihrer Sprache — ach Alles, Alles umgaukelte ihn so zauberisch — und die vielen seligen mit ihr verlebten Stunden und tausend holde Erinnerungen umflochten seine Seele mit unwiderstehlichen magischen Banden. Laut rief er ihren theuern Namen, aber er verhallte in tauber Luft; voll Sehnsucht streckte er seine Arme aus und flehte zum Himmel, daß er sie ihm zuführen möchte, aber sein Gebet blieb unerfüllt. Das Verlangen nach dem geliebten Mädchen stieg höher und höher in den folgenden Tagen. Ueberall schweifte er umher, in der Hoffnung, sie einmal zu finden; aber es wollte ihm nicht glücken. Ja er ging sogar mehreremal an der Pfarre vorüber und sah nach den Fenstern; doch nie

zeigte ſich da etwas. Nur oben vom Schloſſe aus, von wo er ſonſt immer durch ein Fernrohr nach ihrem Fenſter geſchaut und ſie dort oft ſich herauslehnen und heraufblicken geſehen hatte — nur von da erkannte er in der Ferne die liebe Geſtalt des Mädchens und auch das weiße Tuch, mit welchem ſie ihm einigemal einen Gruß zuwinkte.

Die acht Tage wurden ihm zu einer Ewigkeit. Endlich waren ſie vergangen und der erwartete Abend ſank hernieder. Mit klopfendem Herzen ſchlich er aus dem Schloſſe und eilte hinab in's Thal nach der Stelle, wo er ſie das letztemal geſehen hatte. Faſt glaubte er ſie nicht zu finden. Ach dann wäre er in Schmerz vergangen. Lange wartete er. Es wurde dunkler und dunkler. Schon wollte er verzweifeln, als er mit einemmale eine Geſtalt in weißem Gewand erblickte. Welch ein Jubel! Sie war es!

Stürmiſch flogen ſie zuſammen und begrüßten ſich mit einem langen glühenden Umarmungskuſſe. Sie hatten tauſend Fragen an einander; ſie wußten nicht wo ſie anfangen und aufhören ſollten.

„Ach wie haſt Du's nur ertragen können, mir ſo lange fern zu bleiben?“ frug Wil-

helm; „Du mußt mich doch nicht so lieb haben wie ich Dich, sonst wärst Du das nicht im Stande gewesen!“

„Es war ja Dein Wille, Geliebter,“ entgegnete Lenore, „den zu erfüllen mir schwer genug geworden ist. Ich wollte nicht zudringlich seyn, und ob ich gleich vor Sehnsucht zu sterben gedachte.“

„Zudringlich?“ fiel ihr Wilhelm in die Rede. Das klingt ja, als ob wir uns erst seit gestern kennten! O meine Lenore, Du hast mir durch Dein Entferntbleiben Tage bereitet, die ich fast nicht überleben konnte! Ich sehe nun, daß ich ohne Dich nicht zu seyn vermag; so lange will ich Deinen Anblick nie wieder entbehren. Wir müssen uns wieder täglich sehen! Es ist mir unmöglich, dem Verbote meines Vaters nachzukommen; ich müßte darüber zu Grunde gehen!“

Lenore rieth ihm zwar, sich durch den fernern Umgang mit ihr nicht den höchsten Zorn seines Vaters zuzuziehen; sie sagte, sie habe es sich bedacht, daß sie beide darüber unglücklich werden könnten, und es sey eigentlich ihr Vorsatz gewesen, heute nicht zu kommen; sie habe die ganze Woche hindurch emsig gearbeitet, um weniger an ihn denken zu können

und ſey auch nicht ſpazieren gegangen, um ihn nicht zu ſehen und an ihn erinnert zu werden.

„Und ſo wäre Dir's denn alſo wohl möglich, mich zu vergeſſen, Mädchen?“ frug Wilhelm etwas ſpitzig.

„Freilich ſind mir die Thränen oft auf meine Stickerei heruntergelaufen,“ fuhr Lenore fort, „und mein Geiſt war am Ende ganz dumpf und leblos. Und ich glaube, wenn das ſo fortgegangen wäre, ſo würde ich wohl am Ende — ach, Wilhelm! Du haſt keine Ahnung von den Schmerzen, die ich um Dich gelitten habe! Je mehr ich mir vornahm, Dich zu vergeſſen, deſto mehr mußte ich nur an Dich denken, und je anhaltender ich Dir dießmal körperlich fern blieb, deſto anhaltender war ich Dir im Geiſte nahe.“

„O meine Lenore,“ rief Wilhelm aus, „jetzt ſehen wir erſt, daß wir einander unentbehrlich ſind! Dieſe kurze Trennung zeigte uns die Quaalen einer längern, und die Fürchterlichkeit einer ewigen. Aber nun laß uns zuſammenhalten, feſt und treu! Nun ſollen uns weder Menſchen, noch Schickſal, noch Tod und Leben ſcheiden!“

Lenore erzählte, wie ſchwer es ihr gewor-

den ſey, ſich heute aus dem Hauſe zu ſtehlen. Wie ſollten ſie nun ihre fernern Zuſammenkünfte einrichten? Während des Tages ging es nicht an, da ſie nun überall Lauſcher befürchten mußten. Denn durch die Zunge des geſchwätzigen Jägers war die Geſchichte überall in Umlauf gekommen und die Aufmerkſamkeit der Leute doppelt auf ſie gelenkt worden. Es mußte alſo in der Dunkelheit geſchehen. Aber auch des Abends war es Lenoren nicht gut möglich, ſich weit von dem elterlichen Hauſe zu entfernen. Der bequemſte Ort ſchien deßhalb der Pfarrgarten, deſſen Mauer ſich leicht überſteigen ließ und wo Lenore an den Sommerabenden verweilen konnte, ohne Verdacht zu erregen. Dorthin verſprach Wilhelm zu kommen. Weder die beiderſeitigen Eltern, noch ſonſt irgend Jemand durfte von nun an das Geringſte erfahren. Sie mußten ihren fernern Umgang ganz geheim halten.

Dießmal ſchieden ſie mit der frohen Hoffnung, einander oft wiederzuſehen.

Zwölftes Capitel.

Neue Schäferſtunden und ihr Ende.

Beinah täglich ſaß nun Lenore in der Dämmerung, unter dem Vorwande, die ſchönen Sommerabende zu genießen, draußen in dem Pfarrgarten, wo ſie ihres Wilhelms nicht lange zu harren brauchte. Er ſtieg gewöhnlich auf eine dichtbelaubte Linde und blieb dort ſo lange verſteckt, bis er Lenoren allein noch im Garten wußte. Leicht gelangte er von dem Baume auf die Mauer und von dieſer hinab zu der Geliebten, mit der er in der Hollunderlaube ſüße Stunden verlebte.

Der alte Pfarrer, der früh um fünf Uhr aufſtand, war gewöhnlich des Abends müde und ging jedesmal mit dem zehnten Glockenſchlage zu Bett. Seine Frau mußte ihm dann folgen, um ihn dann nicht durch ſpäteres Nachkommen im Schlummer zu unterbrechen, da er behauptete, wenn er einmal geſtört worden ſey, ſo könne er nicht wieder einſchlafen. Auch Lenore würde ſich in die Regel des Vaters haben fügen müſſen. Doch ſie ſchlief

ſchon ſeit mehrern Jahren in einem nach dem Garten herausgehenden Zimmer allein, wo es Dieben leicht möglich war einzubrechen, ohne daß man es auf dem andern Flügel der Pfarre, wo die Eltern ihr Schlafgemach hatten, bemerkt haben würde. Den Eltern war es daher recht, daß Lenore Muth genug beſaß, dort zu bleiben, und Gefahr für die Tochter war gerade weiter nicht zu beſorgen, da ſie durch eine Klingel ihre Eltern gleich erwecken konnte. Daß Lenore ihre Einſamkeit mißbrauchen und einen Liebhaber einlaſſen würde, durften ſie bisher nicht beſorgen, denn ſie hatte noch keinen, den ſie beſonders begünſtigte, und wäre dieß ſelbſt der Fall geweſen, ſo hätten ſie ihrer Tochter das doch nicht zugetraut.

Jetzt hatte ſich der letzte Umſtand freilich geändert. Aber eben weil ſie Lenoren nichts Arges zumutheten, ſo ließen ſie es bei der alten gewohnten Einrichtung, die um ſo nöthiger erſchien, da gerade in dieſer Periode mehrere Beiſpiele von räuberiſchen Einbrüchen in der Nähe vorgekommen waren. Sie hatten zwar noch eine Köchin, aber dieſe mußte im Erdgeſchoſſe ſchlafen.

Auch bei Wilhelm hatten die nächtlichen Beſuche keine großen Schwierigkeiten. Da er

täglich in der Stadt war und dann auf dem Rückwege zu Lenoren eilte, so war dieß nicht so auffallend, als wenn er sich erst des Abends aus dem Schlosse geschlichen hätte. Selbst wenn er mitunter erst in tiefer Nacht nach Hause kam, wußte er sich leicht mit dem Verweilen in einem heitern gesellschaftlichen Kreise oder auf sonst eine Art zu entschuldigen. Im Falle einer genauern Nachfrage war Freund Linden instruirt, die Wahrheit seines Vorgebens zu bestätigen.

Und so genossen denn die Beiden wieder eine Zeitlang ruhig und sicher die Stunden der reinsten und seligsten Liebe, die ihnen unentbehrlich geworden waren. Wenn sich Lenore noch nicht im Garten befand, so gab ihr Wilhelm durch ein dreimaliges Klopfen an den Fensterladen das Zeichen seiner Gegenwart. Der Mond, von dem die Dichter so viel Rühmens machen, war jetzt ihr schlimmster Feind. Sie fürchteten sich jedesmal vor der Periode seines Zunehmens, und freuten sich auf die Zeit, wo er wieder abnahm und ihnen mit seinem verätherischen Strahl keine Entdeckung drohte.

Ihr Bund wurde immer enger, zärtlicher, wärmer und fester. Wilhelm kam immer spä-

ter nach Hause. Und daraus entstand bald neues Unheil.

Auguste von Hohenburg hätte vor Eifersucht vergehen mögen, als sie das erste Gerücht von Wilhelms traulichem Umgange mit Lenoren vernahm. Es ließ ihr nicht Ruhe. Erst sann sie darauf, sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, und wenn es gegründet wäre, wie es anfangen, um das Liebesverständniß von Grund aus zu zerstören. Zu Beiden bot sich ihr in dem Jäger Curt das passende Werkzeug dar. Es war Augusten unerträglich, sich eine Pfarrerstochter vorgezogen zu sehen. Sie empfand daher eine außerordentliche Freude, als sie Curt benachrichtigte, wie er das Paar ertappt und durch seine geheime Anzeige bei dem Major für immer getrennt habe. Curt erhielt von ihr sogleich die andre versprochene Hälfte der Belohnung. Aber Augustens Besorgnisse waren noch nicht gehoben. Sie dachte sich es im Voraus als wahrscheinlich, daß der Major in seinen Sohn dringen würde, sich baldigst mit ihr zu vermählen, aber auch, daß Wilhelm alle mögliche Ausflüchte machen und den Umgang mit Lenoren dennoch ganz insgeheim fortsetzen würde. Und deßhalb bat sie den schlauen Jäger von neuem, ein scharfes Auge

auf Wilhelm zu haben, und was er Auffallendes an ihm bemerkte, ihr mitzutheilen.

Sehr bald hörte ſie von Curt, wie Wilhelm gewöhnlich erſt immer in ſpäter Nacht nach Hauſe komme. Dieß ſchien ihr ſehr verdächtig. Curt hatte ſchon öfters an den Orten umherſpionirt, wo er das Liebespaar früher mehrmals belauſcht hatte; aber ohne Erfolg. Da Wilhelm jetzt immer von der Stadt aus und erſt bei Nacht, dabei auch mit viel größerer Vorſicht zu Lenoren ging, ſo hielt es jetzt weit ſchwerer, ihm auf die Spur zu kommen.

Daß er Lenoren beſuchte, das war Auguſten und dem Jäger ausgemacht, aber ihn zu ertappen, das wollte nicht gelingen. Auguſte feuerte den Spürgeiſt Curts durch neue Geldverſprechungen an. Zwar ſah ſie, wenn ſie zuweilen mit Wilhelm zuſammentraf, wie wenig ſich dieſer aus ihr machte und wie ſchwache Hoffnung vorhanden ſey, daß er ihr jemals ſeine Hand reichen würde.

Aber ſo iſt die Eiferſucht. Selbſt dann, wenn ſie verzweifeln muß, den Gegenſtand ihrer Neigung jemals zu beſitzen, ja wenn ſie ſogar ſeinen Haß und ſeine Verachtung ſieht, ſo hat ſie doch ihre hölliſche Luſt daran, ihn

von dem zu trennen, was er liebt. Das ſoll er wenigſtens nicht haben, dann iſt ſie ruhig.

Curt hatte Wilhelm ſchon vielemal aufgelauert. Auf der Straße von der Stadt her kam er niemals. Er mußte alſo Seitenwege einſchlagen. Curt poſtirte ſich daher an die Nebenpfade in's Gebüſch. Indeß wechſelte Wilhelm ab mit ſeinen Wegen und ſo half ihm denn immer ein glücklicher Zufall, daß er dem Jäger nicht in die Hände lief.

Endlich aber traf es doch einmal. In der Dämmerung ſah Curt eines Abends einen Menſchen aus dem Gehölz hervorkommen, der ihm durch ſein öfteres Stillſtehen und ängſtliches Umherblicken ſchon aus der Ferne auffiel. Und richtig, als er ſich näherte, erkannte er Wilhelm in ihm. Jetzt ging er an dem Gebüſch, hinter dem Curt ſtand, vorüber. Der Jäger verhielt ſich mäuschenſtill, aber dachte: warte nur, nun wollen wir dich ſchon fangen! Er ließ Wilhelmen noch ein Stück voraus und dann erſt folgte er behutſam, um nicht von ihm bemerkt zu werden. Da der Mond gerade ſchien, ſo konnte er ihm ſehr gut mit den Augen folgen.

Wilhelm ging außen um das Dorf herum — der Jäger immer nach. Es dauerte

nicht lange, ſo ſah er ihn an der Mauer des Pfarrgartens auf dem Gottesacker, der unmittelbar dabei gelegen war. Wie gewöhnlich ſtieg Wilhelm, nachdem er noch einigemal umhergeblickt, auf den Lindenbaum, und von da hinab in den Garten.

Und was hatte Curt zu thun? Er ſtieg ihm behutſam nach, um recht genau zu erfahren, was nun Wilhelm beginnen würde. Einmal in den Garten gelangt, glaubte ſich Wilhelm völlig ſicher, und eilte ſogleich nach der Laube, wo Lenore ſeiner harrte. Curt ſchlich immer näher und näher; ſie hörten's nicht; er ſtand eine Zeitlang dicht hinten der Laube; die Glücklichen bemerkten's nicht. Er ſpitzte ſich ſehr darauf, der Zeuge von Etwas zu werden, was er bei einem ſolchen Liebesverſtändniß als nothwendig vorausſetzte. Aber ſo genau er horchte und ſo ſcharf er ſie beobachtete, ſo entdeckte er doch nicht das, was er bei ſeinen roh-materiellen Begriffen von Liebe vermuthete. Im Gegentheil aus den Reden Wilhelms und Lenorens erſah er, daß ihre Neigung ſtets engelrein und unſchuldig geblieben ſeyn mußte. An Zärtlichkeiten, Schwüren und Küſſen fehlte es nicht, aber ſo lange

er auch lauerte, über dieſes Ziel hinaus wollten ſich die Liebenden nicht verſteigen.

Jetzt ſprach Wilhelm vom Fortgehen. Da durfte alſo Curt nicht länger zögern. Leiſe ſchlich er nach der Mauer zurück und eilte, als er außerhalb des Gartens war, ſchnell nach dem Schloſſe, um Wilhelm zuvorzukommen. Hatte er ſich doch nun wenigſtens überzeugt, daß der verbotene Umgang noch fortbeſtand, und das war ja genug, um ihm die verſprochenen Belohnungen zu ſichern. Da er ſelbſt von dem Major geheime Inſtruktionen hatte, auf Wilhelm zu achten — beſonders ſeit einiger Zeit, wo der Vater neuen Verdacht geſchöpft, war ihm dieß wieder eingeſchärft worden — ſo hatte er dießmal weniger Bedenken, wieder den Angeber zu machen, was er morgen zu einer gelegenen Stunde zu thun beſchloß.

Wilhelm kam bald nach und entſchlummerte zu ſeligen Träumen, ohne eine Ahnung von den traurigen Stunden, zu denen ihn die neue Sonne erwecken ſollte.

Curt brachte ſeine Entdeckung ſchon mit dem frühſten Morgen bei dem Major an, mit eben der Schlauheit und Scheinheiligkeit wie das erſtemal, und auch mit eben der Bedingung, nämlich daß ſeine Verrätherei

verſchwiegen bleiben ſollte. Der Major war außer ſich vor Zorn, da er ſich von ſeinem Sohne abermals hintergangen ſah, und ſetzte ihn heftig zur Rede.

„Wilhelm,“ hob er an, „Du haſt nicht Wort gehalten!“ und ſeine rollenden Augen drohten nichts Gutes.

„Wie ſo, mein Vater!“ fragte Wilhelm beſtürzt.

„Du verſprachſt mir,“ fuhr der Major fort, Dich nie wieder mit der Pfarrerstochter einzulaſſen, und nur unter dieſer Bedingung gab ich Dir nach, als Du Dich weigerteſt, Auguſte von Hohenburg zu heirathen. Aber Du haſt Lenoren wieder beſucht, und haſt ſie oft beſucht.“

„Wie kommen Sie auf dieſen Verdacht? Verführt Sie etwa ein leeres Gerede der Leute?“

„Kein bloßer Verdacht! Kein leeres Gerede!“ entgegnete der Vater mit ſteigendem Zorne. „Ich habe Gewißheit! Ich weiß Alles, daß Du, wenn ich Dich noch in der Stadt glaubte, den Pfarrgarten überſtiegen, ganze Stunden bei dem Mädchen zugebracht und mit ihr geliebelt haſt —“

Wilhelm hätte läugnen können, aber ſei-

ne offne und überſtrömende Seele war zu wenig mit der Verſtellungskunſt vertraut.

„Nun ich will Sie nicht täuſchen, beſter Vater,“ ſagte er. „Ich will bekennen, daß ich mir eine Kraft zutraute, die ich nicht beſaß, und daß alle meine Vorſätze der Gewalt meiner Leidenſchaft erliegen mußten. Ja, ich bin bei Lenoren geweſen, bin täglich bei ihr geweſen, aber der Himmel iſt mein Zeuge, daß mein Umgang mit ihr ſtets unſchuldig blieb! Ach laſſen Sie ſich erweichen, ſeyn Sie nun auch nachgiebig, da ich ſo offen bin! Ich hätte das Mädchen entführen können; aber ich wollte weder an Ihnen noch an ihr ſchlecht handeln; ich bin ja von den reinſten, edelſten Abſichten beſeelt; ach ſo geben Sie mir Ihren Segen zu der Verbindung mit ihr! Auf meinen Knieen bitte ich Sie darum!“

„Ich bin kein Freund von Romanſarcen!“ entgegnete düſter und rauh der Major. „Steh auf, toller Menſch und verliere kein Wort mehr in dieſer Sache! Du kennſt meine Geſinnungen und die Thränen eines ungehorſamen Knaben können nur meinen Zorn mehren, aber meinen feſten Charakter nicht erſchüttern. Was ich mir einmal in den Kopf geſetzt habe, das führe ich durch! Du heira-

theſt nun ohne Zögern Auguſten, und damit Punktum!“

Wilhelm bat und beſchwor ſeinen Vater in den erſchütterndſten Ausdrücken und mit den rührendſten Gebehrden; aber er blieb hart wie Fels.

„Bei Allem, was Ihnen heilig iſt, beſchwör' ich Sie, theuerſter Vater, machen Sie mich nicht unglücklich! Ohne die Lenore ekelt mich das Leben an! Reißen Sie ſich doch los von einem Vorurtheile, deſſen Feſthaltung mich in Verzweiflung ſtürzt! Das Mädchen iſt ja ſo ſchön, gut und liebenswürdig — o ſo laſſen Sie ſich doch nur bewegen! Reißen Sie mir das Herz lieber aus, als daß Sie mir das Mädchen nehmen! Frühling, Sommer, Freundſchaft, Reichthum, alle Schätze und Freuden der Erde ſind mir ohne Lenoren Moderduft und die ganze Welt ein Grab! Mit ihr iſt ſie mir dagegen ein Paradies und das Leben Seligkeit — darum, theuerſter Vater, zum letztenmale mit blutigen Thränen fleh' ich zu Ihnen, verlangen Sie nicht, daß ich ihr entſagen ſoll! Geben Sie zuſammen, was für einander geboren iſt! Die ewige Natur iſt älter als unſere Adelsbriefe und das menſchliche Herz bequemt ſeinen Schlag nicht nach

dem todten, ſtarren Mechanismus des Herkommens und der Convenienz! Bedenken Sie, was Sie thun, wenn Sie der Pflanze den Sonnenſtrahl rauben, der ſie nährt, und lernen Sie aus den gebrochenen Tönen meiner Sprache — erkennen, daß ein — ſo harter — Schlag — den ganzen Bau — meines Weſens — zertrümmern muß!“

So floß Wilhelm über. Aber eiskalt blieb der Major. Er glaubte ſo am beſten die Heftigkeit ſeines Sohnes abzuſtumpfen.

„Du zwingſt mich,“ ſagte er, „Dich nun künftig wie einen Schulknaben zu halten, wenigſtens ſo lange, bis Du mit der Auguſte von Hohenburg verheirathet biſt. Denn muß ich bei dieſem Wahnſinn der Leidenſchaft nicht befürchten, daß Du dennoch Deinen Umgang mit Lenoren fortſetzen wirſt? Aber nein, Du ſollſt mich nicht wieder betrügen! Nicht aus dem Schloſſe laſſ' ich Dich nun, als bis Du mit Auguſten verlobt biſt, und widerſtrebſt Du oder verſuchſt zu entfliehen, ſo folgt mein Fluch Dir nach und ich enterbe Dich!“

Nach dieſen Worten ging der Vater mit raſchen Schritten aus dem Zimmer und ließ Wilhelm mit zerſchmetterter Seele allein.

Dreizehntes Capitel.

Der Major und der Pfarrer.

Der Major ging jetzt aus dem Schloſſe und wendete ſich geradeweges nach der Pfarre.

Erhard wunderte ſich, als er den Kirchenpatron ſo früh zu ſich kommen ſah. Lenoren durchflog ſogleich eine üble Ahnung und ſie entfloh mit beſorgtem Herzen.

„Herr Magiſter,“ begann der Major, „ich habe dießmal über eine ſehr ernſte Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen. Sie beſchenkten mich letzthin mit Ihrer ganzen Obſtorangerie und ich ſah darin in den erſten Augenblicken den Beweis einer Ergebenheit und Liebe, den Ihnen aufs Reichlichſte zu vergelten mir angenehme Pflicht ſeyn ſollte. Doch nun durchſchaue ich Ihre Abſicht! Sie gedachten mein Herz zu beſtechen; aber was Sie mir abliſten wollten, Magiſter, das iſt mir nicht ſo niedrigen Kaufes feil. Ich habe ſchon dafür geſorgt, daß Ihnen heute Ihr Geſchenk zurückgeliefert wird!“

In Fällen, wo ihm etwas überraſchend

kam, war der alte Erhard gewöhnlich sehr konfus und spielte dann öfters eine komische Figur. Auch diesmal, wo freilich die Sache sehr ernst war stand der gute Pfarrer ganz konsternirt da und sah dem Major in die Augen, ohne nur ein Wort hervorbringen zu können.

„Der weiß nicht, was Sie wollen, gnädiger Herr," nahm die Pfarrerin, beinahe zwischen ihren Mann und den Major tretend, die Rede; aber ich verstehe Sie desto besser! Es ist nicht edel von Ihnen, daß Sie ein Geschenk, welches Ihnen mein Mann aus dem Leben heraus und aus wahrer Liebe gegeben hat, so mißdeuten und da unlautere Absichten vermuthen, wo nur die wärmste und reinste Ergebenheit die Quelle war!

„Kupplerin! Daraus, das Sie mich so schnell versteht, ja eben daraus sehe ich, daß meine Vermuthung ganz richtig ist!" versetzte der Major in hoher Leidenschaft. „Ihr wollt eine Predigerfamilie seyn und duldet solchen Unfug in Euerm Hause? Gelegenheitsmacher und Verführer seyd Ihr, die Verführer meines Sohnes, den Ihr mit dem Lärvchen Eurer Tochter an Euch ködertet und nun gefangen zu haben vermeint! Aber daraus wird

nichts! So lange der alte Treuenfels lebt, soll kein solcher Greuel die Geschichte seines Hauses schänden!“

Der Major hatte viel gesagt und war nun auch dem Pfarrer verständlich genug geworden. Der alte Mann zitterte vor tiefer Erschütterung über die Ausdrücke, die ihm in die Seele schnitten; doch suchte er seine Fassung äußerlich zu bewahren. Die Pfarrerin wollte Heftigkeit mit Heftigkeit erwiedern, aber Erhard gebot ihr Schweigen und begann selbst ruhig aber mit nachdrücklichem Ernst zu sprechen.

„Herr Major,“ sagte er, „Sie verzeihen gnädigst, Sie haben jetzt, um mich auf das Gelindeste auszudrücken, sehr übereilt gesprochen.“

„Wie? Was? Uebereilt?“ fiel ihm von neuer Hitze erglühend der Major in's Wort.

„Um Gotteswillen, greif Dich nur nicht so an, mein Kind!“ erinnerte die um ihren Mann besorgte Frau den Pfarrer.

„Nein, gar nicht!“ versetzte seine Bewegung verbergend Erhard und fuhr gegen den Major fort:

„So war ich einst selig zu werden hoffe, und so wahr ein Gott im Himmel lebt, Herr Major, kann ich Ihnen versichern, daß ich von

einem Umgange Ihres Herrn Sohnes mit meiner Lenore nicht das Mindeſte gewußt habe. Erſt von Ihnen erfahre ich es und weiß noch nicht, ob ich es glauben ſoll. Denn meine Tochter iſt —"

„Iſt eine Buhlerin!" fiel ihm der Major heftig in die Rede.

Die Pfarrerin wollte wieder auffahren, aber Erhard hielt ſie zurück.

„Gott verzeihe Ihnen das unbedachte Wort," ſagte er zu dem Major; „aber nach der guten Erziehung, die ich dem Mädchen gegeben habe und nach der genauen Kenntniß, die ich als Vater und als Prediger von ihrem Herzen und ihren moraliſchen Eigenſchaften beſitze, muß es mich ſehr kränken, meine Lenore mit einem ſo herabwürdigenden Namen gebrandmarkt zu ſehen. Doch ich halte das Ihrer Leidenſchaft zu Gute."

„Was? Er wagt es, mir von Leidenſchaft zu reden, Er Grobian?" verſetzte der Major noch erbitterter. „Er will mich Lügen ſtrafen, Er ſcheinheiliger Heuchler? Er ſollte froh ſeyn, daß Er mir das Brod zu verdanken hat und nicht muckſen, wo ich ein Wort ſpreche, Er widerbelfernder Bengel!"

Jetzt riß auch Erharden endlich die Geduld.

„Nein, Herr Major,“ hob er an, „das iſt zu viel für einen Mann, der die Achtung aller edlen Menſchen beſitzt. So ſchimpflich laſſe ich mich nicht von Ihnen behandeln. Schon meine Würde als Menſch will das nicht dulden, und noch weniger meine Würde als Geiſtlicher. Ich bin nicht gewohnt mich im Staube zu ſchmiegen vor den Hohen der Erde! Ich laſſe mir nicht das Wort verbieten, wo meine Pflicht mir zu ſprechen gebeut. Ich will Ihre Anzüglichkeiten nicht mit Anzüglichkeiten erwiedern. Aber meine Frömmigkeit je zu einer Larve gemacht zu haben, bin ich mir nicht bewußt, und die Wahrheit je zur Lüge umgeſtempelt zu haben, dieſer Sünde klagt mich mein Gewiſſen auch nicht an, und wenn ich Ihnen mein Brod verdanke, ſo iſt es traurig genug, daß die Geiſtlichen von der Gnade der Reichen abhangen. Sie haben mich alten Mann ſchrecklich behandelt; Sie zeigen, daß Sie mich für gar nichts achten. Fragen Sie Ihr Gewiſſen, und es muß Ihnen ſagen, daß Sie mir zu viel gethan. Denn Sie haben mich ohne Prüfung und Beweiſe verdammt. Aber wer da richtet, der wird einſt wieder gerichtet werden, und wer die Unſchuld unterdrückt, wie ſoll deſſen Schuld vor Gottes Thron

beſtehen? Wenn Sie ſich einſt auf dem Sterbebette nach der Gnade des Ewigen ſehnen und Ihre Härte und Ungerechtigkeit Sie zu dem Allgütigen begleiten, dann wird er ſein Angeſicht von Ihnen wenden und Ihrem Flehen ſein Ohr verſchließen!“

Der Major war eins von den hitzigen Temperamenten, die in ihrem Aufbrauſen leicht Jemanden Unrecht thun, aber dann auch bald ihren Fehler erkennen und bereuen. Des Pfarrers Rede hatte ihn tief erſchüttert, und er fing an zu fühlen, wie ſehr er ſich an dem alten Mann vergangen hatte.

„Lieber Magiſter,“ hob er an, „verzeihen Sie, wenn ich Ihnen in der Leidenſchaft zu viel gethan habe. Ich weiß, mein Zorn reißt mich zuweilen zu weit fort. Jeden Ausdruck, der Sie beleidigte, nehm' ich zurück. Laſſen Sie uns mit möglichſter Ruhe über die Sache ſprechen!“

„Dazu bin ich ſehr gern bereit,“ verſetzte Erhard, „und ich hoffe, ſo werden wir weiter kommen! Und das bitte ich vor allen Dingen, ſchenken Sie einem Manne Glauben, dem ſtets die Wahrheit heilig war, und der mit gutem Gewiſſen beſchwören kann, daß er von der Verirrung ſeiner Tochter keine Kenntniß hatte!

Ja so wenig Kenntniß, daß er dieſelbe noch jetzt ſich kaum als möglich denken kann! Aber bringen Sie dafür Beweiſe, ſo ſeyn Sie überzeugt, daß ich ſogleich Anſtalten treffen werde, meiner Tochter ein ähnliches Vergehen für immer unmöglich zu machen!“

Der Major erzählte hierauf, wie ſein Wilhelm von Jemand (den Namen nannte er nicht) bei Lenoren im Pfaargarten belauſcht worden ſey, und wie er ſelbſt ſeine Beſuche und ſeinen vertrauten Umgang mit ihr eingeſtanden habe. Wie er von Liebe zu dem Mädchen brenne, wie ihn die Leidenſchaft faſt ſeines Verſtandes beraube, und wie des Sohnes Narrheit drohe des Vaters ſchönſte Plane zu zerſtören.

Erhard hörte mit wirklichem Erſtaunen zu, und die Pfarrerin wenigſtens mit ſcheinbarem — denn ihr war die gemachte Entdeckung nicht ſo ganz neu. Die ſteigende Verwunderung und der Zorn des Pfarrers über Lenoren trugen zu klar den Stempel unverſtellter Natürlichkeit, als daß der Major nun nicht hätte erkennen ſollen, daß Erhard nichts um den geheimen Umgang des Paares gewußt haben könne. Der Pfarrer verſicherte, daß er ſelbſt von ungleichen Ehen nichts halte und ſich,

Lenoren betreffend, von einer Verbindung der Art nie habe träumen laſſen.

Nach Beſeitigung aller Mißverſtändniſſe und völliger Verſtändigung wurde von beiden Seiten beſchloſſen, auf gleiche Weiſe zu verfahren. Wilhelm ſollte ein adliches Fräulein, und Lenore einen Mann von ihrem Stande heirathen. Dieſer Plan ſollte in ſeiner Ausführung möglichſt beſchleunigt, dem liebenden Paare jeder fernere Umgang auf das Schärfſte unterſagt und alle ihre Schritte auf das Genaueſte bewacht werden. Der Major hatte ſchön bei Wilhelm das Seinige gethan; und der Pfarrer wollte nicht ermangeln, nun auch Lenoren vorzunehmen und ihr ſeinen ganzen Zorn erfahren zu laſſen.

Nach dieſen getroffenen Maaßregeln bat der Major Erhard und die Pfarrerin nochmals recht ſehr um Verzeihung der übereilten Reden, die er im erſten Zorne und in einem falſchen Wahne ausgeſtoßen, und ſo ſchieden beide Theile von einander verſöhnt, verſtändigt und beruhigt.

Vierzehntes Capitel.

Das Lebewohl.

Wo eilt ihr hin, ihr Sonnentage des Lebens? Und vor allem ihr, ihr süßen Stunden der Liebe? Mit holdem Lächeln tretet ihr einmal vor den jungen Menschen und reicht ihm eure schönen Blumenkränze und streut ein seliges Morgenroth auf seinen Pfad. Da wandelt er mit der Geliebten seines Herzens durch leuchtende Gefilde, und tiefer rührt ihn das Lied der Nachtigall, und neue wunderbare Gefühle ziehen ein in seinen Busen — alle Engel des Himmels steigen zu ihm nieder und das Bild des Schöpfers tritt ihm nach in dem geliebten Geschöpf und alle göttliche Empfindungen durchstrahlen wie goldne Sterne und Sonnen das menschliche Herz — es glüht und blüht und schimmert und leuchtet Alles in und außer ihm. Er schläft unter Blumen bei heiterm Himmel am Hügel ein und hält die Hand der Geliebten in der seinigen und selige Träume umtanzen sein trunknes Haupt— da braust auf einmal der Sturm — er er-

wacht — der Himmel iſt ſchwarz — kalt der heulende Orkan — und erbleicht das Grün — und verſtummt der Ton der Nachtigall — und ach! fort, fort das holde Weſen, das ihm Alles war, und Alles Nacht, was Tag, und Alles Wildniß, was Paradies war, und er ſitzt allein und verlaſſen am Hügel und des Todes Ahnung haucht durch ſeine Seele! Ach, ihr ſchönen Stunden der Liebe, warum ſeyd ihr ſo kurz, als ſchön? Warum kommt ihr, einmal entflogen, ſo ſelten zum zweitenmale wieder?.....

Wilhelms Stimmung war ſchrecklich. Alle ſeligen Momente, die er mit Lenoren verlebt hatte, bohrten ſich wie Schwerdter in ſeine Bruſt, alle ſüßen Erinnerungen der vergangenen Tage waren ihm Gifte, die mit Todesqual ſein Inneres zerriſſen. Er konnte ſich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß des Lebens höchſte Freude nun für ihn dahin ſeyn ſolle, und ach! dahin auf ewig! Denn wie ein ſchreckendes Geſpenſt ſtand hinter dem Schleier der nächſten Zukunft die Geſtalt, die ſein Lebensglück morden ſollte für immer — es war die gehaßte Auguſte von Hohenburg. Ihr ſollte er ſein edles Selbſt opfern und einer Perſon die Hand reichen,

die ſein Herz verabſcheute. Nein, er mochte überlegen, ſo viel er wollte, das war er nicht im Stande; eher wollte er ſein Leben enden, als es in ſo erbärmlicher, ewiger Verkümmerung weiter hinſchleppen.

Auf die rechte Hand das Haupt geſtützt, ſaß er da, Verſchiedenes brütend. Aber alle ſeine Gedanken wogten wie ein trübes Chaos durcheinander — die Sonne leuchtete herrlich zu den Fenſtern herein — aber in ſeiner Seele war es Nacht. Bald ſann er und ſann und ſtrengte alle geiſtigen Kräfte an, um einen Ausweg zu erdenken — bald ſaß er wieder da wie geiſtig erſtorben und verſunken in ein einziges großes unendlich düſteres und ſchmerzliches Gefühl. Dumpfheit und Verzweiflung lagen ihm vor der Stirn; er fragte nach keiner Zeit — er dachte nicht an Eſſen und Trinken. So ſaß er ſtundenlang faſt ohne Regung — bald weinend in ſtummem Schmerz — bald thränenlos in dumpfer Gleichgültigkeit.

Endlich griff er halb mechaniſch nach einem vor ihm liegenden Zeitungsblatte. Er hatte es ſchon geſtern geleſen, aber in dieſem Augenblicke wußte er nichts von ſeinem Inhalt. Da fiel ihm auf den erſten Augenblick der Name „Friedrich in's Auge — und mit

einemmale war es Licht in ihm. Oft ſchon war ihm die Bruſt kühn erſchwollen, wenn er von dem großen König las und er hatte einen dunkeln Drang nach hohen Thaten gefühlt; jetzt trieb ihn die Verzweiflung mit der Begeiſterung im Bunde. Er ſprang wild auf, als gerade ſein Vater hereintrat.

„Was haſt Du, Wilhelm? fragte dieſer, über das heftige Weſen ſeines Sohnes befremdet.

„Ich will in den Krieg!„ verſetzte dieſer. „Noch heute will ich fort!“

„In den Krieg willſt Du?“ wiederholte ſein Vater mit Staunen. „Wie kommſt Du ſo plötzlich auf den Gedanken?“

„Ach laſſen Sie mich, mein Vater!“ bat Wilhelm; „ob ich hier zu Grunde gehe oder dort, das iſt ja einerlei!“

Aergerlich ſagte der Major: „ich kann mir nichts Erbärmlicheres denken, als wenn ein Menſch voll Jugend, Kraft und Feuer vom zu Grunde gehen ſpricht. Dieſe Jugend ſoll ja erſt recht mitten hinein in's Leben, dieſe Kraft ſoll ſich entwickeln, und das heilige Feuer im Buſen erſt auflodern zur vollen, lichten Flamme!“

„Nun auch das, wenn Sie wollen, Va-

rer," verſetzte Wilhelm. „Nehmen Sie es ſo: ich ſtürze mich in's Gewühl und da werden vielleicht Kräfte in mir erwachen, die noch ſchlummern; ich gehe, und komme als ein Neugeborner wieder."

„Du kommſt vielleicht aber auch gar nicht zurück!" ſagte in dumpfer Ahnung der Major.

„Dann hätten auch Sie ewig daheim bleiben müſſen," entgegnete Wilhelm. „Wenn jeder mit ſeinem Leben ſo kleinherzig kargen wollte, wo fände das Vaterland ſeine Vertheidiger? Und wo gewönnen wir Ruhm und Ehre, wenn wir nichts einſetzen wollten? Nein, mein Vater, laſſen Sie mich dahin, wohin mich der Geiſt treibt!"

„Ja wenn's der Geiſt wäre, der Dich triebe," verſetzte der Major, dann würd' ich ſagen, zieh hin, mein Sohn, und Gott mit Dir! Aber ſo ſeh ich, was Dich ſpornt, iſt nur die Verzweiflung — die Verzweiflung um ein Mädchen" —

„Ha," fuhr Wilhelm auf, „ſtören Sie nicht tiefer in dieſe Wunde! Und wenn auch die Verzweiflung ihren Antheil an dieſem Entſchluſſe haben ſollte" —

„Ich werde Dich ungern aus meiner Nähe verlieren," ſagte der Vater mit dem Tone

innerer Bewegung. „Ich hatte mir es so schön geträumt, meinen einzigen Sohn, den ich bei Gott väterlich liebe, um mich zu haben und ihn mit einem holden weiblichen Wesen mir den Rest meiner vielleicht noch kurzen Tage versüßen zu sehen — der Major stockte und eine Thräne trat ihm ins Auge. Nach einer Pause setzte er wehmüthig hinzu: „Wilhelm, willst Du mir den schönen Traum zerstören?“

„Sie haben mir mehr als einen zerstört, Vater,“ entgegnete Wilhelm, nicht bitter, sondern melancholisch.

Beide schwiegen wieder.

Dann hob Wilhelm von neuem an:

„Wollen Sie mir denn jeden freien Schritt im Leben verwehren, Vater? hier bei Ihnen kann ich ja doch nicht bleiben mit dem zerrissenen Herzen — hier würde der Gram mich gewiß verzehren — dort ist mein Loos wenigstens noch ungewiß — hier würde ich Ihnen das Leben nicht versüßen können, wo ich selbst der Ruh und Heiterkeit nicht schmeckte — dort vermöchte ich's doch vielleicht, Sie zu erfreuen, wenn ich als braver Krieger Ruhm erwürbe. Ach hier erinnert mich ja Alles an das, was ich vergessen soll; hier fragt mich jeder Berg und jeder Hügel und jeder Baum, „was seh-

let dir, den wir so oft froh gesehn?“ Darum lassen Sie mich hinweg aus diesen Umgebungen, die meinen Kummer nähren! Andere Gegenstände, neue Menschen, das bunte Leben des Kriegs — das wird mich zerstreuen und der Drang nach Ehre vielleicht diese Leidenschaft der unglücklichen Liebe aus meiner Seele verdrängen. Sie haben mir so oft von den Schlachten erzählt, die Sie mitgefochten — alle unsere Ahnen waren tapfere Helden — und ihr Blut rollt auch in meinen Adern. Jetzt, wo das Vaterland in Gefahr ist, wo so viele Nationen sich auf dem Kampfplatze regen und unser großer König wieder zu seinen Fahnen ruft — soll ich da schläfrig meine Tage verträumen? Soll ich feig der Ruhe fröhnen? Soll ich nicht auch werden, was die Treuenfelse seit Jahrhunderten gewesen sind?“

Der Major sann ein Weilchen nach. Des Jünglings Begeisterung, sein bei der Rede höher blitzendes Auge und die Erwähnung der ruhmbedeckten Ahnen hatte ihn ergriffen. Er überlegte sich, daß Wilhelm in dem Kriege Lenoren am ersten aus dem Sinne verlieren und gewiß Thaten vollbringen würde, die auch auf den Vater glänzend zurückstrahlten. Dazu kam, daß er dem siegreichen Friedrich mit Leib

und Seele ergeben war und wohl selber nochmals unter ihm mit in's Feld gezogen wäre, wenn es ihm sein hohes Alter erlaubt hätte. Genug er mochte den Sohn nicht länger abhalten und begann jetzt gegen ihn:

„Nun, Wilhelm, so bereit Dich denn! Du hast Recht, und ich will Dich selbst nun dazu treiben!“

So war es denn beschlossen und augenblicklich begannen die Zurüstungen zur Reise. Wilhelm hatte erst denselben Tag noch fort gewollt; aber ein Etwas hielt ihn noch zurück. Er mußte Lenoren noch einmal sehen, deßwegen verschob er den Aufbruch bis morgen.

Er kramte des Nachmittags noch viel unter seinen Papieren und verbrannte ganze Stöße von Schreibereien, die er nur für sich selbst bestimmt hatte, daß sie nicht, wenn er etwa nie wieder käme, einem herzlosen Leser in die Hände fallen möchten. Auch waren darunter viele Briefchen von Lenoren, die er oft in ihrer Gegenwart gelesen hatte. Denn sie schrieben sich auch bei ihrem täglichen Zusammenseyn, weil man sich schriftlich vieles sagen kann, was mündlich gar nicht geht, wie das auch wieder umgekehrt der Fall ist.

Bei einem solchen Umherstören, wenn man

in Begriff ſteht, von einem Orte zu ſcheiden, wird einem oft recht wehmüthig zu Sinn. Man wird durch die Betrachtung ſo vieler bunter Gegenſtände und ſo mannichfacher ſtiller Herzensergießungen an alle die frohen und trüben Stunden erinnert, die man da verlebte, von wo man nun mit unbeſtimmten und vielleicht düſtern Ahnungen hinweggeht. Wilhelm dachte immer: „in demſelben Strome ſchwimmſt du niemals wieder! das Alles iſt dahin für ewig!“ und manche heiße Thräne quoll dabei aus ſeinen Augen.

Als er ſeine Sachen in Ordnung gebracht hatte, ſchrieb er noch ein Paar Zeilen an Lenoren und bat ſie um eine letzte Zuſammenkunft. Ein Menſch im Dorfe, auf deſſen Verſchwiegenheit er rechnen konnte, übernahm das Geſchäft, ſich auf der Pfarre einen Bewerb zu machen und Lenoren das Briefchen zuzuſtecken. Und beſonders glücklich traf es, daß heute der Pfarrer und die Pfarrerin zu Verwandten gereiſt waren. Lenore hatte wegen Kränklichkeit zurückbleiben müſſen. Sie war alſo dieſe Nacht mit der Köchin allein im Hauſe. Bald kam der Bote zu Wilhelm zurück und brachte die erwünſchteſte Antwort.

Und Wilhelm ſelbſt hatte ja noch an vie-

len Orten in der Stadt Abſchied zu nehmen. Das lieh ihm einen Vorwand, jetzt fortzueilen und erſt ſpät zurückzukommen. Freilich mußte er wegen des Vaters ſeinen Plan mit der größten Vorſicht ausführen.

Nachmittags ging er erſt hinaus, um noch einmal die liebe Gegend zu ſehen, der er nun Lebewohl ſagen ſollte. Ach ihm war die Seele ſo voll und das Herz ſo ſchwer, als er auf der höchſten Bergſpitze ſtand, von der er ſo oft ſüß träumend in die labyrinthiſchen Krümmungen der ſich ſanft fortwölbenden Thäler hinabgeſchaut! Die Wälder ſtanden heute ſo ſtill vor ihm — kein Vogel ſang — eine träge Hitze ruhte auf den Fluren — und er dachte mit inniger Sehnſucht an die kühligen Schattenufer des Stroms, wo er Lenoren zum erſtenmale allein gefunden und dann ſo oft mit ihr geſeſſen. Auch nach dem traulichſtillen Fleckchen eines Haines wandte ſich ſein Blick, wo er gleichfalls an einem murmelnden Quell oft heimlich mit ihr geweilt hatte. Die ſüßen Oertchen grünten und blühten und blieben wie vorher — und der Fluß rauſchte ewig ſo fort und das Dörfchen und das Schloß behielten ihre gewohnte Stelle — nur er ſollte fort! nur ihn traf das Loos der Trennung.

Er weinte bittere Thränen — ſein Herz zuckte in blutendem Schmerz. Schmeichelnd ſpielten die Lüfte mit ſeinem Haar und wehten ihm balſamiſch kühlend um den wunden Buſen, und die himmliſche Bergluft miſchte reine Erquickung in ſeinen Athem — der Aufblick in das unendliche Blau riß ihn auf Momente weit über all den unter ihm wirbelnden irdiſchen Tand empor — es wurde ihm auf Augenblicke innig wohl und leicht — aber immer wieder erwachte bald die Empfindung ſeines Schmerzes.

Endlich ging er herab und wandte ſich nach der Stadt. An der Straße dahin wartete ein treuer Diener, der ihn in den Krieg begleiten ſollte, mit dem Pferde.

Er eilte, ſo ſehr er konnte, mit ſeinen Abſchieden und verweilte dann noch bei ſeinem Freunde Linden, welcher, da er gegenwärtig noch ohne eine Anſtellung lebte, ſogleich beſchloß, Wilhelm zu dem preuſſiſchen Heer zu folgen. Morgen früh ſollte ihn Wilhelm zum gemeinſchaftlichen Aufbruche abrufen.

Erſt in der Nähe der Dämmerung ritt Wilhelm wieder zurück. Der gefährliche volle Mond zeigte ſich ſchon am Himmel. Aber heute konnte er den verrätheriſchen Freund

doch nicht verwünſchen, denn ſein ſanfter Strahl ſtimmte ſo ganz zu ſeinen wehmüthigen Träumereien.

Es war jetzt in der Mitte des Auguſt. Die Tage hatten ſchon ſehr abgenommen und als er gegen neun Uhr das Dorf erreichte, lagen die von der Erndtearbeit ermüdeten Landleute ſchon meiſtens im Schlummer. Er durfte dießmal ſo leicht keinen Lauſcher befürchten. Aber Lenore erkannte ihn ſogleich, als er nicht weit von der Pfarre vorbeiritt. Sie ſah aus dem Fenſter, wie er ſich nach dem Gottesacker wandte, dort das Pferd an einen Baum band und hierauf wie gewöhnlich die an den Kirchhof ſtoßende Gartenmauer überſtieg. Er harrte auf ſie eine ganze Weile; ſie kam nicht. Es mußte ſie etwas hindern. Eine Viertelſtunde verging. Endlich zeigte ſie ſich in dem nach dem Garten herausgehenden obern Fenſter und flüſterte herab, er ſolle nur noch ein wenig warten, bis die Köchin ſchlafe; denn ihr ſey nicht zu trauen.

Wilhelmen wurde jeder Augenblick zu lang, ſo glühend ſehnte er ſich, ſein Mädchen zu umfangen. Schon war die neunte Stunde längſt vorüber und ſie wollte immer noch nicht erſcheinen. Endlich — endlich knarrte die

Gartenthür leiſe und Lenorens holde Sylphengeſtalt ſchwebte im Mondſchein durch die Gänge daher nach der traulichen Laube, der Stätte ſo vieler ſeliger Stunden. Ungeſtüm flog er ihr entgegen — Bruſt preßte ſich an Bruſt und Mund an Mund — und ſo verharrten ſie mit hochaufpochenden Herzen lange in ſprachloſer glühender Umarmung.

„Ach, Lenore, könnte ich an Deinen Küſſen ſterben!“ lispelte Wilhelm ſchwärmeriſch.

„O Geliebter, wie ſollen wir ohn' einander leben?“ ſeufzte Lenore.

„Das iſt alſo die letzte, allerletzte Stunde für dieſesmal!“ hob Wilhelm wieder an. „So laß ſie uns denn auch recht ausgenießen! Du haſt wohl viel leiden müſſen um meinetwillen, theuerſte Lenore?“

„Fürchterlich,“ verſetzte ſie, „war der Zorn meines Vaters, der von unſerer Liebe keine Ahnung hatte. Er will mich zwingen, nun zu heirathen — aber ich thu' es nicht! Ich bleibe doch Dir treu. Und ich hoffe auch, vielleicht werden wir auch in Zukunft zuweilen uns noch ſehen. Wahre Liebe läßt ſich nicht ſcheiden, Wilhelm; ſie fand ja den Weg in Kerker und über Meere; und ſollten wir, die

wir einander ſo nahe wohnen, ſollten wir nicht —“

„Ach, Lenore,“ unterbrach ſie Wilhelm — und Seufzer erſtickten ſeine Rede.

„Du haſt wohl noch etwas Anderes auf dem Herzen!“ ſagte Lenore. Doch komm nur! komm in die Laube, daß nicht ein Späherauge uns erblickt! Und dort ſage mir es! Entdecke mir Alles, was Dir fehlt!“

Wilhelm folgte Lenoren in die Laube und ſie ſetzten ſich ſchweigend neben einander nieder.

„Warum willſt Du nicht reden?“ frug Lenore von neuem! „was iſt es, das mir zu ſagen Dir ſo ſchwer fällt?“

„Nun es muß ſeyn!“ verſetzte Wilhelm. „Du träumſt, Mädchen, daß ich Dir ferner nah ſeyn werde, und geiſtig werde ich's auf ewig ſeyn, aber körperlich — ach, Lenore, die irdiſchen Geſtalten ſollen nicht mehr bei einander ſeyn, Auge ſoll nicht mehr in Auge ſehn und die Hand die Hand nicht mehr drücken und Lippe die Lippe nicht mehr berühren und Herz nicht mehr an Herzen ſchlagen —“

„Wie meinſt Du das?“ frug düſter Lenore.

„Ich gehe morgen in den Krieg!“ ſagte Wilhelm, die Hand vor die Stirn haltend.

„In den Krieg?“ wiederholte ſichtbar zu-

ſammenſchreckend und erbleichend Lenore. „In den Krieg?“

„Ja, theure Lenore,“ verſetzte Wilhelm feſt; „es iſt beſchloſſen. Oder ſoll ich lieber hier bleiben und mit Auguſte von Hohenburg mich vermählen? Das müßt' ich ſonſt, und da will ich lieber fort und Dir treu bleiben.“

Wilhelms Entſchluß fiel Lenoren ſchwer auf's Herz; ſie brach in einen Strom von heißen Thränen aus.

„Ach dann wirſt Du mich vergeſſen!“ ſeufzte ſie; dann, ach dann — kannſt Du nicht dann auch im Kampfe fallen?“

„Mit Freuden will ich's, wenn es ſeyn ſoll,“ ſagte Wilhelm; „ich kann mein Blut nicht ſchöner als für das Vaterland und Friedrich vergießen. Aber vergeſſen? nein vergeſſen werd' ich Dich nicht, ſo lang ein Athemzug in dieſer Bruſt iſt, und auch nach dem Tode nicht, wenn es ein andres Leben giebt; Treu bleib' ich Dir, Lenore, treu bis in den Tod! Das ſchwör' ich Dir bei dem Heile meiner Seele!“

Lenore konnte vor Weinen nichts erwiedern als: „mein Wilhelm! ach mein Wilhelm!“

Wilhelm tröſtete ſie, indem er ihr einzu-

reden ſuchte, der Schritt könne zu ihrem Heile dienen; ſeines Vaters harter Sinn könne ſchmelzen, wenn er vielleicht mit Ruhm gekrönt zurückkehrte und dann eine neue Bitte wagte — ſein Vater könne ja auch ſterben — (obgleich es traurig ſey, daß er ein Unglück wünſchen müſſe um ein Glück zu erlangen) — und dann ſey er ja frey. Dann ſtehe nichts ſeiner Verbindung mit ihr entgegen.

Lenore beruhigte ſich ein wenig auf dieſe Vorſtellungen, und Wilhelm, ſelbſt hoffend, bemühte ſich auch ihr dieſe goldne Hoffnung ihrer dereinſtigen Vereinigung noch weiter auszumalen.

Ach wie ſo ſanft und friedlich und ſeliglächelnd ſtrahlte der klare Mond hernieder! Wie ruhte der dunkelblaue Himmel ſo liebend auf der Erde! Wie Alles ſo traulich und ſtill umher!

Leiſe nur wiegten ſich die Spätblumen des Gartens im Hauch der Abendluft, kaum hörbar bebten die Blätter der Pappeln, und nur von Zeit zu Zeit ſtrich wie der Athem eines nahenden Geiſtes ein etwas ſtärkeres Rauſchen durch die Gebüſche und Zweige der nacht- und licht-durchwebten Bäume. Romantiſcher ſchaute das erhabene Schloß von dem Berge nieder,

da der Mondſchein ſeine Fenſter und Mauern magiſch verſilberte — und ſtärker brauſte das Wehr des Fluſſes, da ſonſt Alles ſchwieg und nur das Zwitſchern der heimlichen Cicaden in ununterbrochener Gleichförmigkeit fortzirpte.

Der wunderbare Geiſt der innigen Nacht drang tiefer und wärmer in die Seelen der Liebenden — ſie vergaßen über der Seligkeit der Gegenwart die Schmerzen, die der Zukunft galten. Tauſendmal drückte Wilhelm Lenoren an ſich — immer zärtlicher — immer heftiger — Minutenlang ſog er ihrer Lippen Süßigkeit und athmete ihr wieder im Wechſelhauche ſein ganzes glühendes Weſen ein. Wo die Herzen ſo flammen, und wo das Ende der Nacht vielleicht die ewige Trennung bringt — wo die Begierde ſo lang gezügelt wurde — wo alle Reize einer ſchönen Sommernacht die glühende Empfindung noch exaltiren, da ſinkt freilich ſelbſt die Unſchuld leicht in ein Vergeſſen ihrer ſelbſt, da iſt es beinah ein Rieſenwerk, wenn vollblühende und lodernde Jugend nicht ſtrauchelt. Tauſend andern Liebenden würde in dieſer Lage etwas Menſchliches begegnet ſeyn — es wäre dieß der gemeine Gang der Dinge geweſen, in deſſen Schilderung ſich die Legion der gewöhnlichen

Romanſchreiber ſo ſehr gefällt und den ſelbſt die Beſten unter ihnen mit Liebe verfolgen.

Aber es wäre doch wahrhaftig nicht gut, wenn nun der Menſch durchaus die Grenze überſpringen, wenn Alle ohne Ausnahme in der Verſuchung erliegen müßten. Nein, der Edlere beſitzt eine moraliſche Kraft, die ſelbſt im Rauſche des ſinnlichſten Zaubers nicht geblendet und übertäubt wird — und wie mächtig des winkenden Entzückens Lockung ſey, er bleibt doch beſonnen genug, ihr zu widerſtehen.

Auch dießmal hielt Wilhelmen die idealiſche Natur ſeiner Liebe vor ihrem gemeinen Ausgange zurück. Ja er hätte für Lenoren nicht mehr ſo empfinden können, wenn er ſie zu der Niedrigkeit des großen Haufens herabgeſunken geſehen hätte. Das Auflodern der ſinnlichen Gluth erbleichte vor dem heiligen Feuer großer, himmliſcher, ewiger Empfindungen, die in den letzten, ernſten Augenblicken in reiner Erhabenheit in ihm emporſtiegen. Die geiſtige Schwärmerei trat an die Stelle der Körpergluth.

„Lenore,“ hob er an, „ich muß nun ſcheiden! Schon naht die Mitternacht —“

„Ach, warte, warte noch!“ bat Lenore.

„Nur noch ein Weilchen laß uns in dem letzten ſüßen Traume ſchwelgen!“

Sie umfaßte ſein liebes Haupt mit beiden Händen und ließ ihre brennenden Thränen auf ſeine Wangen rinnen.

Wilhelm tröſtete ſie wieder und ſagte:

„Wenn wir auch hier nie verbunden würden, ſo werden wir es doch gewiß dort oben. Das menſchliche Leben iſt ja ſo bald vorüber — die Jahre werden rinnen wie Tropfen — und dann — ach dann welche Wonne, wenn wir uns drüben wiederfinden über den ſchönen Sternen, wo niemand unſern Frieden ſtört, wo wir einander angehören in alle Ewigkeit!“

Noch länger verlor ſich Wilhelm in Phantaſien über das Jenſeits und ſie kamen auf das Kapitel vom Wiedererſcheinen nach dem Tode.

„Wenn ich ſterbe,“ ſagte Wilhelm, „gewiß, meine Lenore, gewiß, wenn es mir die Geſetze der andern Welt erlauben, dann erſchein' ich Dir! Wirſt Du dann vor mir erſchrecken? Wenn mein Bild dann traulich und freundlich vor Dich träte, ſo wie ich jetzt vor Dir ſtehe —“

„Ein ſüßer Schreck würde es mir ſeyn!“

verſetzte Lenore. „Ach wenn Du ſtürbeſt, Wilhelm, ich bitte, dann thu' es! Erſcheine mir!“

Sie ſchwuren ſich unter heißen Küſſen und Umarmungen nochmals ewige Liebe und Treue und Wilhelm wollte nun aufbrechen.

„Aber Du kommſt nicht wieder!“ ſeufzte Lenore, in trauriger Ahnung ihn zurückhaltend.

„Ja ich komme wieder!“ verſicherte Wilhelm; „Ich habe Dir's ja geſchworen!“

„Aber wenn Du den Heldentod im Kampfe ſtirbſt?“ wandte Lenore mit bebender Stimme ein; „Wilhelm, wenn Du fällſt —?“

„Auch dann komm' ich wieder!“ ſagte Wilhelm langſam und feierlich.

„Nun ſo leb' denn wohl und vergiß Deine Lenore nicht! Ein Troſt iſt mir, daß ich Dein Bild beſitze!“

„Auch ich habe ja Dein Bild!“ erwiederte Wilhelm. Ich will es auf und in dem Herzen tragen. Was ſollen wir alſo noch zögern? Das erſchwert nur den Abſchied! So leb' denn wohl, treues Herz!“

Ein langer Abſchiedskuß trennte ſie. Wilhelm ſtieg über die Mauer nach dem Hintergrund des Gottesackers, wo er ſein Pferd angebunden hatte.

Es war ihm ſchauerlich, über die Gräber

zu gehen. Die Thurmglocke ſchlug eben zwölf Uhr. Unheimliche Gedanken flogen ihm durch die Seele. Es ergriff ihn eine unbegreifliche, ſeltſame Angſt; er getraute ſich lange nicht aufzublicken und vorwärts zu ſchreiten. Endlich erhob er die Augen und welch ein Schreck!

Es ſtand ihm plötzlich eine männliche Geſtalt gegenüber, in der er — Gott! ſein eigen Bild erkannte. Er glaubte erſt, ſeine Phantaſie täuſche ihn; er ſah weg, und wieder hin — und er ſah nochmals ganz klar und deutlich — ſich ſelbſt. Ein kalter Schauer rieſelte durch alle ſeine Gebeine — ſein Haar ſträubte ſich in die Höh — er ſtand regungslos, wie in den Boden gewurzelt. So vergingen mehrere Minuten. Er war wie vom Donner gerührt, denn er gedachte des Aberglaubens, daß es dem Menſchen, der ſich ſelbſt ſehe, ſeinen Tod bedeute. Die Geſtalt verharrte regungslos wie er. Endlich ermannte er ſich.

„Spuk der Hölle!“ rief er, und ſtürzte auf den Doppeltgänger los — und da war er mit einemmale verſchwunden. Da er die Erſcheinung nicht mehr ſah, wurde er gefaßter, und erklärte es ſich als eine zuweilen ſchon vorgekommene und nach den Geſetzen

der Phyſik vielleicht hier unter dem Ausdünſtungen der Gräber leichter möglich Luftabſpiegelung, wovon er mehrere Beiſpiele geleſen hatte.

Ohne Säumen eilte er zu ſeinem Rappen, ſchwang ſich hinauf und ritt nun an der Mauer dahin. Lenore hatte ſie erſtiegen, um ihn noch einmal zu ſehen. Sie reichte ihm nochmals die Hand, bog ſich an dem Baum noch zu einem letzten Kuß herab — noch ein Lebewohl! — und Wilhelm ſprengte von dannen.

Funfzehntes Capitel.

Zittau und Kleiſt.

Sommer und Herbſt waren vergangen. Wilhelm hatte das Treffen bei Lowoſitz mitgemacht und ſich dabei ſo tapfer gezeigt, daß ihn der König Friedrich zum Obriſtlieutenant ernannte. Auch Carl von Linden hatte Muth und Klugheit bewieſen und war zum Ritt-

meiſter avancirt. Nach Gefangennehmung der 14,000 Sachſen bei Pirna kamen beide nach Zittau in die Winterquartiere.

Durch das Geräuſch des Kriegslebens mit ſeinen mannichfaltig wechſelnden Erſcheinungen war Wilhelm zerſtreut und erregt worden. Beſonders hatte der Anblick des großen Königs, dem er nun ſchon näher bekannt worden war, mächtig auf ſeine Seele eingewirkt. Sogleich als er den einzigen Helden zum erſtenmale von Angeſicht zu Angeſichte ſchaute, durchzuckte ihn ein neuer Geiſt, ein kühnes heroiſches Feuer. Die weichern Eigenſchaften ſeiner Seele traten in den Hintergrund; ſein Hang zu ſüßen Schwärmereien verlor ſich; ſeine Neigung zu dem tändelnden poetiſchen Nichtsthun, ſein Schwelgen in zärtlichen, ſchwermüthigen Empfindungen, dem er in der letzten Zeit ſo ſehr nachgehangen — das Alles wich mit einemmale dem Durſt nach Thaten, der männlichen Begeiſterung für König und Vaterland. Alle großen Gedanken, die ihn einſt bei der Lektüre eines Xenophon, Herodot, Livius und Cäſar beſeelten, wachten jetzt wieder in ihm auf und wurden noch mächtiger belebt durch die Geſänge der deutſchen Dichter, die den großen Friedrich feier-

ten. Die heldenmüthigen Krieger Seidlitz, Winterfeld, Keith, Ziethen und Schwerin leuchteten ihm wie Sonnen, in deren glorreiche Bahn er sich gezogen fühlte. Ihnen nachzueifern, ihnen einst gleich zu werden, das war jetzt sein glühendstes Bestreben.

Nicht als ob er dabei seine Lenore vergessen hätte. Nein, oft an stillen Abenden, wenn des Tages Getümmel vorüber war und die friedlichen Sterne vom klaren Himmel freundlich niederlächelten, da träumte er sich mit fort über die Berge und Ströme, die ihn von Lenoren trennten; da sah er im Geist das stille Dörfchen und den Fluß und das Thal und die Pfarre und das Schloß — da wandelte er an die Gottesackermauer und stieg in den Garten, und schlich lauschend nach der Laube. Und da phantasirte er sich vor, wie Lenore in der Laube saß und schmachtende Lieder sang zu den Tönen der Guitarre, und dann abbrach und seufzte und die weißen Arme ausstreckte und sehnsuchtsvoll des Entfernten Namen rief. Oft auch in den Stunden, wenn Linden neben ihm saß und der Freundschaft heilige Gluth beide weicher stimmte, dann wenn Wilhelms

Haupt an des Freundes Bruſt ruhte und ſie dachten, wie leicht der morgende Tag ihre treuen Herzen für dieſe Welt von einander trennen könnte — dann lispelte Wilhelm wohl auch Lenorens Namen und bat Linden, wenn er etwa fallen ſollte, ihr ſein letztes Lebewohl zu bringen. Er hielt ſein Wort, er trug ihr Bild auf und in dem Herzen. Nur konnte er ihr jetzt nicht mehr ſein ganzes Leben und Seyn widmen; das Andenken an ſie beſchränkte ſich nur auf ſeine einſamen und müßigen Stunden. Und auch dieſe wandte er zum groſſen Theil auf das Studium der Kriegswiſſenſchaft und das Leſen von hiſtoriſchen Werken, was ſeinen Geiſt beſchäftigte und befeuerte.

In Zittau war er bei einem Tuchmacher einquartirt. Dieſer hieß Böhme und war ein thätiger und dabei luſtiger Mann. Er hatte eine Vorliebe für das Militair und für den König von Preußen und ſah daher Wilhelm ſehr gern bei ſich. Und auch ſeine zwei Töchter, ein Paar allerliebſte Mädchen, mochten an ihm kein Mißfallen finden, ob ſie gleich noch jung waren und die Empfindungen der Liebe kaum erſt zu ahnen anfingen.

Wilhelm befand ſich in dem Hauſe des

Tuchmachers sehr wohl, so daß er, als er sein einstweiliges Quartier verlassen und zu einer benachbarten adlichen Familie auf dem Lande ziehen sollte, es doch vorzog, hier zu bleiben, wo er ungenirter war und bequemer entweder ganz sich selbst nachhängen, oder an den Stadtvergnügungen Theil nehmen konnte. Er hatte ein reinliches Zimmer mit einer überaus angenehmen Aussicht nach dem Oybin. Auch ein guter Tisch fehlte nicht. Denn Böhme war sehr wohlhabend, und schon seine Korpulenz und feisten, rothen Backen zeigten, daß das Essen und Trinken ihm nicht für der Güter letztes galt. Dabei bot Wilhelmen die an historischen Werken reiche Rathsbibliothek die schönste Gelegenheit, seinen Hunger nach der Geschichte zu sättigen, die jetzt bei ihm fast alle andern Studien verdrängte. Nur mitunter dichtete er etwas, was meistens an Lenoren gerichtet war. Diese kleinen Poesien übersendete er ihr und schrieb ihr häufig, indem er die Briefe an den Kaufmann Schütze addressirte, der Erhard sehr gut kannte. Auch Wilhelm stand mit Schütze sehr vertraut und hatte ihm am letzten Abend, wo er in der Stadt Abschied nahm, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit seinen ganzen Um-

gang mit Lenoren entdeckt. Schütze hatte den lebhaftesten Antheil an der Sache genommen und sich gern bereitwillig gezeigt, die von Wilhelm kommenden Briefe heimlich an Lenoren zu besorgen. Von Lenoren erhielt Wilhelm jetzt, da sie seinen Aufenthalt wußte, jedesmal sehr bald Antwort. Seine Entfernung hatte ihre Sehnsucht nach ihm nur noch erhöht; sie schmachtete nach seiner Wiederkehr. Die ersten Tage nach seiner Entfernung waren ihr fürchterlich gewesen; und nur nach und nach hatte sie sich etwas beruhigt. Die Eltern, die Anfangs Miene machten, sie schnell zu einer Heirath zu drängen, ließen sich um so leichter zur Nachgiebigkeit bewegen, da sie sehr zweifelten, daß der junge Treunfels in der Ferne noch ernstlich an ihre Lenore denken und noch länger andere vortheilhaftere, ihn lockende Verbindungen verschmähen würde. Die Verheirathung Lenorens brauchte wenigstens nicht eilig zu geschehen, weil der Krieg jetzt noch sehr weitaussehend war. Insofern hatte Lenore jetzt keine Unannehmlichkeiten zu ertragen.

Doch zurück zu Wilhelm! Er hatte bereits acht Wochen in Zittau verlebt und fing an, sich dort sehr wohl zu gefallen. Den Tag

über ſtudierte er fleißig und des Abends war er entweder vergnügt mit dem geſprächigen Böhme und ſeinen Töchtern, oder befand ſich glücklich mit ſeinem Freund von Linden und dem Dichter Ewald von Kleiſt, deſſen intereſſante Bekanntſchaft er zu machen Gelegenheit hatte, da dieſer gerade auch hier in Winterquartieren lag. Die drei waren faſt täglich zuſammen und ſchloſſen das engſte Freundſchaftsbündniß. Sie nannten ſich unter einander nur Ewald, Wilhelm und Karl.

Die Aehnlichkeit des Schickſals und gleiche Geſinnungen zogen Wilhelm mächtig zu dem Hauptmann von Kleiſt hin. Dieſer ſtand zwar ſchon in den gereiftern männlichen Jahren; aber ſein Herz war ja das eines Dichters, und folglich auch eines Jünglings; er fühlte noch ganz ſo lebhaft und glühend wie Wilhelm; ja Wilhelm hatte noch keinen Menſchen gefunden, der ihn ſo bis in's Innerſte verſtanden hätte. Selbſt Linden konnte das nicht; denn ob er ſchon kein kalter Verſtandesmenſch war, ſo fehlte ihm doch jene innige zarte, unergründliche Gemüthlichkeit, und jener dichteriſche Anhauch von Schwermuth, den Wilhelm an Kleiſt, und dieſer wieder an Wilhelm fand. Dazu kam, daß eigentlich Beide

keine reine Neigung zum Soldatenſtande empfanden, ſondern durch ähnliche Umſtände veranlaßt worden waren, ihn zu ergreifen. Auch Kleiſt liebte unglücklich, und da bei ihm derſelbe Unmuth, dieſelbe Verzweiflung eintrat, wie bei Wilhelm, da ihm übrigens noch ſeine Verſuche eine Civilſtelle zu erlangen, fehlſchlugen, ſo war er Anfangs in Däniſche Dienſte getreten, doch ſogleich nach dem Regierungsantritt Friedrichs in das Vaterland zurückgekehrt, wo ihn die Bewunderung des großen Königs fortriß, die einmal betretene Laufbahn weiter zu verfolgen.

Wilhelm hatte Kleiſts Gedichte vielemal geleſen und konnte die meiſten davon beinah auswendig. Die eines Theils in ihnen herrſchende glühende Begeiſterung, der hohe lyriſche Schwung, die Erhabenheit und Majeſtät, und andrerſeits wieder damit wechſelnde ſanfte Schwermuth und zärtliche Empfindung für Natur, Freundſchaft und Liebe ſtimmten ſo ganz zu Wilhelms eignem Herzen und er hatte ſchon längſt eine Sehnſucht gefühlt, den liebenswürdigen Verfaſſer des Frühlings kennen zu lernen. Jetzt erfüllte der Zufall ſeinen Wunſch und machte den edeln Kleiſt zu ſeinem innigſten Freunde. O welche ſelige

Stunden verlebten ſie zuſammen, wenn ſich ihre Herzen aufſchloſſen und Seele ganz in Seele überſtrömte! Welch einen andächtigen Zuhörer hatte Kleiſt an Wilhelm, wenn er ſich erbitten ließ, ihm den Frühling vorzuleſen! Ach und wenn er an die Stelle kam:

„Du Meer der Liebe, o Himmel,
Du ew'ger Brunnen des Heils! Soll nie dein Ausfluß mich tränken?
Soll meine Blume des Lebens, erſtickt vom Unkraut verblühen?“

wenn er an dieſe Stelle kam und ihm die hellen Thränen aus den Augen brachen und ſeine Stimme zitterte und er nicht weiter leſen konnte, wie ergriff das Wilhelmen mit ſo tiefem, tödtlichem Schmerz, wie überwältigte ihn da ganz das gleiche Gefühl, wie war ihm da bei dem Gedanken an ſeine Lenore ſo wehe, und wie wohl war ihm doch auch wieder, daß er den Freund gefunden hatte, der ſeine Schmerzen theilte und den Zuſtand ſeiner Seele ganz auszuempfinden vermochte! Ach dem armen Kleiſt ging es ja noch ſchlimmer als ihm ſelbſt! Wilhelm beſaß doch Lenorens Herz, aber Ewald liebte ohne Gegenliebe! Das Mädchen, für die er glühte, war ſeiner Liebe nicht werth; ſie trachtete nur nach

äußerm Prunk und einem größern Vermögen, als ihr Kleist zu bieten vermochte.

Zwar hatte eine Reihe von Jahren schon Kleists Kummer gemildert; doch nie war in dieser Zeit die Wunde seines Herzens noch ganz vernarbt; es hing ihm immer eine Neigung zur Einsamkeit und Schwermuth an; und jetzt, da er mit Wilhelm zusammentraf, wurde er wieder lebhafter an sein eignes Geschick erinnert, und er fand einen süßen Genuß darin, seiner wiedererwachenden Traurigkeit zuweilen nachzuhängen.

Auch Wilhelm las Kleisten öfters Gedichte von sich vor, die Letzterem so gefielen, daß er ihm rieth, sie doch durch den Druck bekannt zu machen. Aber Wilhelm verstand sich nicht dazu, und alle Bitten blieben vergebens. Ja er drohte sogar damit, nächster Tage, wenn es ihm einmal einfiele, alle seine bisherigen Poesien zu verbrennen.

„Es sind doch nur Versuche" sagte Wilhelm, „und was die Herausgabe von Gedichten anlangt, so habe ich einmal meine Grille. Wer dergleichen drucken läßt, von dem denke ich allemal, er will damit sagen: seht, das kann ich! so klingt's bei mir! und wenn's nun dann nach nichts Besonderm klingt, wenn das Gan-

ze nur ein unvollkommenes Geklimper und Gestümper ist und Niemand auf das Zeugs hört, oder wer darauf hört, sagen muß: „der hätte auch mit seinem Geleier zu Hause bleiben können!“ o der Schande! Nein, ich verkröche mich in einem Winkel, wenn mir's so ginge, und traute mich nicht wieder hervor in die Welt!“

Der selbst sehr bescheidene Kleist lobte Wilhelms Bedenklichkeit. „Es wäre gut,“ versetzte er, „wenn Alle, und besonders die Unberufenen so fühlten wie Du, lieber Freund. Aber leider Gottes sind die Stümper gerade immer die Vermessensten, und weil sie zu dumm sind, ihre Fehler zu erkennen, so halten sie alle ihre Schülerversuche für Meisterwerke. Ach die Zahl der Pfuscher wächst von Tage zu Tage, und mir ahnt, es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo beinahe jeder junge Mensch, der einige Fähigkeit zu reimen besitzt, sich für ein Genie halten und seine Produkte in die Welt senden wird. Aber eben um so weniger sollen die Bessern schweigen, damit nicht der Unwürdig-Anmaßende sich hervordränge und ihnen die Palme entreiße.“

Doch Wilhelm ließ sich nicht bewegen.

Wie unbesorgt und selbstvertrauend sind

gegen Wilhelm die Dichter unſerer Tage! Wie anmaßend und kühn umherblickend treten Anfänger auf den Turnierplatz, wo ein Schiller und Göthe den Preis errangen! Wie ſtolz vergleichen ſie ſich mit dieſen Heröen, und hoffen wohl am Ende gar, ſie auszuſtechen!

Sechzehntes Capitel.

München.

Jetzt kommt etwas für die Mehrzahl der Leſer Intereſſanteres, wodurch ſie vielleicht wieder für die Trockenheit des vorigen Capitels entſchädigt werden. Denn ich kann ſie nun wieder in das Reich der Liebe führen, wo es den meiſten von ihnen — ja wohl allen ſo wohl gefällt.

Erwähnt wurden ſchon die beiden Töchter Böhmens, aber nur vorübergehend. Jetzt werde ich mehreres von ihnen zu erzählen haben.

Minchen und Röschen waren ein Paar

ſehr hübſche Kinder, die erſte achtzehn und die zweite ſiebzehn Jahr alt. Minchen war etwas klein, aber voll und blühend wie eine Roſe. Ihr feurig blitzendes Auge ließ auf ein ſehr lebhaftes Temperament ſchließen; aber doch war ſie mehr ſanft und heiter, als etwa ausgelaſſen und wild. In ihren Geſchäften zeigte ſie ſich thätig, akkurat, pünktlich und eigenſinnig, und in ihrem Betragen etwas ſtill und verſchloſſen gegen den, den ſie nicht näher kannte.

Röschen, die Jüngere, war größer als ihre Schweſter und ſchlanker gewachſen. Ihr Geſichtchen rundete ſich ſchöner als das ihrer Schweſter und hatte zwar nicht eine ſo hohe Röthe, doch war es deßwegen immer auch blühend zu nennen.

Ihr Auge funkelte nicht weniger als das Auge Minchens, aber wieder auf eine andere Art; es lauerte darin eine liebliche, unſchuldige Schalkhaftigkeit und eine reizende kindliche Schüchternheit, hinter welcher eine leiſe Ahnung der Liebe erſt fern hervorzublicken ſchien. Wenn von ernſten Dingen die Rede war, ſo gab ſie oft kein Wörtchen drein; aber es durfte nur etwas Scherzhaftes vorkommen, dann war ſie wie durch einen Zauber allemal

sogleich zu Witz und Gesprächigkeit belebt. So genau nahm sie es mit ihren Arbeiten nicht wie Minchen; was sie machte, das betrieb sie leichter und rascher, und freilich dabei mitunter mehr drüberhin. In ihrem Benehmen zeigte sie sich fast noch zurückhaltender und schüchterner als Minchen; aber nur gegen Fremde; gegen Bekannte war sie offen und frei und floß von Neckereien über. Endlich unterschied sie sich noch von ihrer Schwester durch eine grenzenlose Hinneigung zur Musik; wenn es ihr einfiel, so spielte und sang sie ganze Tage lang.

Wilhelm hatte Anfangs die Mädchen fast ganz übersehen. Denn einst that er gern freundlich mit Jeder, die ihm wohlgefiel; aber seit er Lenoren liebte, war bei ihm eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alle Andere eingetreten.

Auch trug die Schüchternheit der beiden Schwestern dazu bei, eine Annäherung zu verhüten, und, wenn sie Wilhelm sogar gesucht hatte, zu erschweren. Wenn er sich des Abends mit Böhme zuweilen stundenlang unterhielt, so drehte sich das Gespräch meist um Böhme's Lieblingsthema, die Politik und den gegenwärtigen Krieg, und dann saßen die Mädchen

ſtill bei ihrer Nähterei und ſprachen leiſe von andern Dingen.

So hatte das mehrere Wochen gedauert, als Wilhelm allgemach anfing, die beiden Schweſtern mit einem höheren Wohlgefallen zu betrachten. Er ſuchte ſie öfter mit in die Unterhaltung zu ziehen, und wenn ſie ſchüchtern mit kurzen funkelnden Blickchen ihn anund ſogleich wieder niederſahen, ſo traf das ſeine Augen wie elektriſche Flammen. Er ließ Böhme mehr reden; er ſchielte öfter weg; und oft hing ſein Blick ganz an den Mädchen feſt. Beide gefielen ihm faſt in gleichem Grade; etwas wärmer empfand er jedoch gegen die Kleine, ob es gleich mit dieſer am wenigſten gelang, ſie nur auf einen Augenblick von ihrer Arbeit wegſehn zu machen. Minchens Auge weilte jetzt ſchon länger und öfter auf dem wohlgeſtalten fremden Offizier, der ſich ſo liebevoll und freundlich zeigte.

Wilhelm machte ſich insgeheim Vorwürfe, daß er anfing, nur leiſe an eine Andere als Lenoren, wenn auch ohne die geringſte Abſicht, zu denken. Er ärgerte ſich über ſich ſelbſt, und doch konnte er's nicht ändern.

„Iſt denn dieſes menſchliche Herz ſo unbeſtändig gemacht," rief er oft im Stillen aus,

„daß es ſeiner Neigungen nicht einmal Herr iſt auf wenige Monate, geſchweige denn auf Jahre? Iſt alles Reden von ewiger Treue nur Lüge, ſind Schwüre nur Poſſenſpiele, iſt die glühendſte, tiefſte, heiligſte Empfindung des Buſens nur der Anhauch des Momentes, den der nächſte ſchon verweht?“

Aber wie geſagt, er mochte ſich gegen ſeine gegenwärtige Empfindung auflehnen, wie er wollte, ſie ließ ſich nicht niederkämpfen. Durch das Sträuben wuchs nur ſeine Neigung für die Mädchen.

„Für die Mädchen? Für Zwei?“ hör' ich verwundert den Leſer fragen. Ja, für alle Beide muß ich antworten. Denn eine Doppelliebe kann unter gewiſſen Umſtänden ſehr gut möglich ſeyn. Man kann Zweie lieben, wenn man Beide nicht mit der ganzen Heftigkeit der Leidenſchaft liebt, und ſelbſt wenn die Leidenſchaft ihren ganzen Umfang hat, ſelbſt dann kann ſie ſich wohl zuweilen auf Zwei richten. Die letztern Fälle mögen freilich ſeltener ſeyn, und bei einer ſolchen Doppelliebe wird man immer entweder mehr noch zwiſchen Zweien ſchwanken, oder die Eine von den Beiden ſchwächer lieben.

Wilhelm betrachtete oft das Bild ſeiner

theuern Lenore, wenn er allein war, und las ihre Briefe, um ſich ihrer und der Pflichten gegen ſie recht lebhaft zu erinnern. Und ſie blieb auch ſein höchſtes Ideal. Er fühlte ſich dann ganz in ihr Andenken verloren und begriff nicht, wie nur eine Andere ihm das geringſte Intereſſe abgewinnen könnte. Aber ſobald er wieder die allerliebſten Töchter Böhme's ſah, ſo ſchwand die Erinnerung an die Entfernte vor der Uebermacht der Gegenwart und Lenore trat wieder in den Hintergrund.

Er fuhr fort, ernſtlich mit ſich ſelbſt zu rechten; doch wußte er auch ſich mit ſich ſelbſt zu verſöhnen und ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen, indem er ſich überredete, daß er nur mehr ein unſchuldiges Wohlgefallen, als eine wirkliche Liebe zu den beiden Mädchen fühle und ſich durch ihren Umgang nur gerade die gegenwärtigen Tage verſüßen wolle, um ſie dann auf ewig zu vergeſſen und wieder ganz Lenoren anzugehören.

Hat man ſeinem Herzen nur etwas durch die Finger zu ſehen, ach dann findet man tauſend Sophismen und Entſchuldigungen, um ſeine Schwäche zu beſchönigen. Wilhelm

dachte jetzt oft über das Wesen der Liebe nach, beklagte zuweilen, daß man durch ein lästiges Herkommen so ganz ausschließlich nur auf einen einzigen Gegenstand beschränkt werde. Er empfand es jetzt an sich selbst, wie es so natürlich sey, das verschiedene Schöne um sich her mit Lust zu betrachten, zu schätzen und mit Neigung zu erfassen. Die Ehe kam ihm als ein dummer, plumper Zwang vor, der die reizende Vielfältigkeit unsrer freien, schönen Empfindungen verkümmerte. Er entwarf sich ein ganz anderes System von der Liebe, um die Verirrung seines Herzens auch vom Kopfe gebilligt zu sehen.

Bei Kleist, gegen den er mitunter etwas davon fallen ließ, kam er damit übel an, und auch Linden, der sein Verhältniß zu Lenoren auf das Genaueste kannte, begriff nicht, wie Wilhelm auf einmal zu diesen neuen Grundsätzen kam. Kleist war so weit gegangen, daß er, von seiner Einzigen verschmäht, den Entschluß gefaßt hatte, sein ganzes Leben ehelos zuzubringen, und da mußte er es sehr sonderbar finden, wenn der von Lenoren wiedergeliebte Wilhelm noch für andere Mädchen viel Sinn haben konnte. Da Wilhelm

ſah, daß ſeine Freunde an ihm Anſtoß nahmen, ſo hütete er ſich, ihnen ſein Inneres noch weiter zu verrathen und ſprach bald wieder einzig und allein von Lenoren und ſeiner Liebe zu ihr, die auch wirklich bei der Neigung zu Böhme's Töchtern nicht erloſch.

Die jüngſte, Röschen, war jetzt zu Verwandten nach Dresden gereiſt und blieb faſt zwei volle Monate aus. Nach ihrer Entfernung fühlte Wilhelm an ſeiner Unzufriedenheit und Verſtimmung noch klarer, daß ſie ſeinem Herzen etwas war. Röschens Abweſenheit hatte jedoch zur Folge, daß ſich ſeine Empfindung für alle Beide jetzt auf das zurückgebliebene Minchen allein concentrirte.

Oft machte er ſich darüber heimlich Vorwürfe, daß er ſich beſtrebte, die noch ſchlummernde Liebe in der Bruſt der ganz unſchuldigen Mädchen zu erwecken, und in ihr harmlos heiteres Daſeyn vielleicht einen Feuerbrand zu ſchleudern, der die Ruhe ihrer Herzen verzehrte. „Warum ihnen Hoffnungen erregen, die du nie befriedigen kannſt?“ fragte er ſich ſelbſt. Wozu den ſtillen fröhen Gang ihres Daſeyns mit den glühenden Sonnenblicken

unterbrechen, denen Wolken und ſchwere Gewitter folgen werden? Wozu in ihren Seelen eine Liebe zu dir erwecken, die du, wenn ſie da iſt, grauſam wieder zerreißen willſt? Nach einem Herzen zu trachten, und, wenn man es beſitzt, es wieder von ſich zu werfen, iſt das nicht tückiſch, und iſt es nicht widerſinnig? Unterhalten mag es, ſo mit Erreichung eines Ziels zu ſpielen, aber du ſollteſt auch bedenken, was daraus entſtehen könnte."

Aber bald dachte er dann wieder: „warum ſoll man denn Alles im Leben ſo ernſt nehmen und ſo ängſtlich überlegen? Du haſt ja keine böſe Abſicht; du willſt die Mädchen nicht verführen; du willſt nur mit unſchuldiger Heiterkeit innerhalb der erlaubten Grenzen ihres ſüßen Umgangs genießen. Wenn er Lenorens Bild beſchaute, ſo konnte es ihm nicht einfallen, dieſe jungen, noch unausgebildeten, erſt aufknospenden Mädchen mit der herrlich aufgeblühten Roſe zu vergleichen, und ſo dachte er denn: „ein Spiel ſoll's mit ihnen ſeyn, ein poetiſches Spiel, und nichts weiter!"

Ganz nach und nach näherte er ſich daher Minchen mehr und mehr, ohne Anfangs ſonderliche Fortſchritte zu machen. Aber eben

das erhöhte ſeinen Eifer. Er hatte öfters geleſen, daß es kein Mädchen gebe, welches für Liebe nicht empfänglich wäre und von irgend einer Seite ſey auch denen, welche ganz gleichgültig ſchienen, beizukommen. Minchen kam ihm oft ſehr geradehin und trocken vor, und er wollte manchmal bei ihr verzweifeln. Aber wenn er ihr ins Auge blickte, ſo glaubte er doch darin etwas zu leſen, was auf verſteckte Wärme des Herzens deutete. Und bei immer näherer Bekanntſchaft brachte er es doch dahin, daß ſie an ſeiner Unterhaltung ein recht ſichtbares Vergnügen fand. Auf einmal fiel es ihm ein, ihr etwas zu ihrem gerade herannahenden Geburtstage zu ſchenken.

Früher hatte ſie es immer für Spott gehalten, wenn ihr Wilhelm ſagte, wie gut er ihr ſey. Sie erwiederte ihm dann, daß ein ſo reicher adlicher Herr an einem ſo geringen Mädchen, wie ſie, wenig Gefallen finden könne. Aber die Geſchenke hatten ſie auf einmal ganz umgewandelt, und ein kleines Gedicht, das ſie begleitete, erhöhte noch ihren Eindruck. Immer hatte ſie es Wilhelm abgeſchlagen, wenn er um einen Kuß bat, und ihn mit Gewalt zu nehmen, war eben ſo we-

nig gelungen, da sie sich stets sträubte und rasch entschlüpfte.

Eines Abends fand er sie, als er in das untere Zimmer kam, ganz allein. Der Vater war ausgegangen und wollte unter einigen Stunden nicht wiederkommen. Minchen erschrak ein wenig, als sie ihn kommen sah. Doch sein freundlicher Gruß, seine sanfte einschmeichelnde Sprache, sein unbefangener Frohsinn, mit dem er ihr allerlei zu erzählen anfing, benahmen ihr bald jede Beklemmung.

Er setzte sich ihr gegenüber; er rückte immer näher. Das Mädchen schien ihm heute so reizend, wie noch nie. Dieses blaue, milde, offne Auge, das öfters, wenn sie mit ihm sprach, einige Momente lang fest auf dem seinigen ruhte, nicht frech, sondern so rein-liebevoll und sanft hingegeben, ach das Auge gefiel ihm so sehr! Es ließ ihm tiefe Blicke in des Mädchens Seele thun, und diese Seele schien ihm so ganz voll süßer kindlicher Unschuld. Er bat Minchen, ihn einmal recht lange unverwandt anzusehen. Minchen that es. In welche stille, reizende Unergründlichkeit versank da Wilhelm! Wie war ihm das Mädchen so räthselhaft und wie verstand er sie doch bis in's Innerste der Seele! Seine

nig gelungen, da sie sich stets sträubte und rasch entschlüpfte.

Eines Abends fand er sie, als er in das untere Zimmer kam, ganz allein. Der Vater war ausgegangen und wollte unter einigen Stunden nicht wiederkommen. Minchen erschrak ein wenig, als sie ihn kommen sah. Doch sein freundlicher Gruß, seine sanfte einschmeichelnde Sprache, sein unbefangener Frohsinn, mit dem er ihr allerlei zu erzählen anfing, benahmen ihr bald jede Beklemmung.

Er setzte sich ihr gegenüber; er rückte immer näher. Das Mädchen schien ihm heute so reizend, wie noch nie. Dieses blaue, milde, offne Auge, das öfters, wenn sie mit ihm sprach, einige Momente lang fest auf dem seinigen ruhte, nicht frech, sondern so rein-liebevoll und sanft hingegeben, ach das Auge gefiel ihm so sehr! Es ließ ihm tiefe Blicke in des Mädchens Seele thun, und diese Seele schien ihm so ganz voll süßer kindlicher Unschuld. Er bat Minchen, ihn einmal recht lange unverwandt anzusehen. Minchen that es. In welche stille, reizende Unergründlichkeit versank da Wilhelm! Wie war ihm das Mädchen so räthselhaft und wie verstand er sie doch bis in's Innerste der Seele! Seine

Augen füllten ſich während des Anſchauens endlich unwillkührlich mit Thränen einer wunderbaren Rührung — ach, und auch Minchens Blicke wurden feucht.

„Laß mich noch ein wenig in Deiner Seele leſen, Du gutes Mädchen!“ bat er, als ſie wegſah. Sie ließ ihn nicht vergeblich flehen.

Dießmal war er ihr wieder näher gerückt — Geſicht war faſt dicht vor Geſicht, als er mit einemmale ſchnell den brennendſten Kuß auf die Roſenlippen des ſüß-erſchrockenen Mädchens drückte. Sie war überraſcht und wollte zürnen, und doch vermochte ſie nur wenig zu widerſtreben, als er ſchnell einen zweiten folgen ließ.

Sein Stuhl ſtand jetzt unmittelbar neben Minchen ihrem, und die angenehme Wärme des Mädchens, die ſich ihm mittheilte, ach, wie that ſie ihm ſo innig wohl! Er ſchlang nach und nach ſeinen Arm um ihren Leib und die muthwillige Hand gleitete während ſüßen verliebten Flüſterns ſpähend über die Fülle der lieblich-gerundeten Formen, denen ſie begegnete.

Niemand lügt geläufiger als ein Jüngling im ſinnlichen Rauſche der Liebe. Oft reden da eben nur die Sinne, und das Herz nicht

mit. Wäre Alles, was Wilhelm in der Trunkenheit jetzt ſchwatzte, Wahrheit geweſen, ſo hätte es übel geſtanden um die arme Lenore. Freilich handelte er nicht recht; denn auch Minchen war er Wahrheit ſchuldig, ſo gut als Lenoren.

Es thut uns leid, daß wir ſo manchem Moraliſten die Lektüre dieſes Romans dadurch verkümmern müſſen, daß wir in Wilhelm nicht ein ganz reines, hohes Muſter der allerſtrengſten Sittlichkeit und Treue aufſtellen können und Dinge von ihm zu berichten haben, die zwar eben noch nicht böſe ſind, aber doch an ihm irre machen können. Indeß dieſe Leute mögen bedenken, daß wir Menſchen zu ſchildern haben, und daß wohl Engel, aber nicht irdiſche Geſchöpfe, ja die guten Leute ſelbſt nicht einmal, allen ihren eignen hohen Anforderungen durchweg zu entſprechen die Fähigkeit beſitzen. Kann Wilhelm nicht immer ein edler Menſch bleiben, wenn er ſich auch einmal auf eine Zeitlang vergißt? Wird er dadurch zum Verbrecher, wenn er unſer aller Schwäche theilt? Und ſündigt er denn ſo ſchwer, wenn er einmal mit einem liebenswürdigen Mädchen koſ't, ohne deßhalb die Grenze zu überſchreiten?

Im Leben geſchieht das tauſendmale, und im Leben geſchieht noch mehr, und da macht man wenig daraus; warum nimmt man's in einem Romane ſo ſtreng, der ja das wirkliche Leben ſchildern, der ihm einen Spiegel vorhalten ſoll?

Genug, Wilhelm war ein Menſch und als ſolcher ſeiner eignen Verirrungen fähig, wie wir alle, und ſelbſt die Heiligſten, der unſrigen.

Zärtlich drückte er Minchen die Hand und ſagte ihr, wie herzlich er ſie liebe. Sie ſah ihn mehrmals mit einem unbeſchreiblichen Blicke an, mit einem Blicke, in dem ſich immer noch leiſe Zweifel und das ſüße Lächeln des ſeligſten Glückes miſchten. Jetzt ſtreichelte er ihr blondes ſeidnes Haar und verwirrte es ein wenig, indem er langſam die ausgebreiteten Finger hindurchzog. Die Berührung des Haar's hat einen eignen ſüßen, innigen Schauder; das wohlthuendſte, ſeligſte Gefühl rann Minchen den Nacken hinab. Dann ſchmiegte er eine Zeitlang ſeine Wange an ihre hochglühende, küßte wiederholt die mehr winkenden als widerſtrebenden Lippen und ſenkte endlich träumend ſein trunknes Haupt auf ihren vollen, auf- und niederwogenden Buſen. Ach, wie wallte es da drin! Wie war es ihm ſo

ſüß, die hier zum erſtenmal erwachenden Empfindungen der Liebe näher zu belauſchen und an dem ſtürmiſchen Klopfen des Herzens die erſte Regung einer neugebornen Leidenſchaft zu fühlen.

Er hatte ſchon lange mit Minchen allein geſeſſen. Aber die Zeit war ihm wie mit Blitzesſchwingen entflogen. Minchen bat ihn endlich, da ſie jeden Augenblick ihren Vater zurückerwartete, ſie für heute zu verlaſſen. Immer zögerte er noch. Doch jetzt knarrte die Hausthür, und da ſchlüpfte Wilhelm, nachdem er ſich noch einen Kuß genommen, hinaus.

Wilhelm empfand ein ſeltſames Gemiſch von Luſt und Reue, als er wieder auf ſeinem Zimmer war. Er ſchrieb ſogleich noch einen zärtlichen Brief an Lenoren, um ſei Gewiſſen zu beruhigen; und doch wunderbar genug! eben in den Augenblicken ſeiner Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, beging er den Fehler von neuem, über den er ſich Vorwürfe gemacht hatte. Halb unwillkührlich ſchob er Minchen Lenoren unter, und was er der Letztern ſchrieb, das waren Empfindungen, die er in dieſen Augenblicken eigentlich für Minchen empfand. So widerſinnig iſt der Menſch! So betrügt er ſich ſelbſt; betrügt ſich wiſſent-

lich, und will es nicht erkennen, daß er ſich betrügt.

Doch als er den Brief beendigt hatte, ſagte ihm die Stimme ſeines Innern mächtig und laut, daß es Verbrechen ſey, ihn Lenoren zu überſenden und ſie mit Verſicherungen von Zärtlichkeit zu täuſchen, die einer Andern galten. Er riß verſtimmt den Brief in Stücke und warf ſie in den Ofen. Hierauf beſchloß er, in der Liebſchaft mit Minchen nicht weiter zu gehen und Lenoren nicht eher wieder zu ſchreiben, als bis er nur allein für ſie wieder rein empfände.

Unter kämpfenden Empfindungen legte er ſich zu Bett. Er wollte nur an Lenoren denken; aber immer drängte ſich ſiegend wieder Minchens Bild hervor. Und ſo von unruhigen und heitern Phantaſien wechſelnd durchkreuzt, ſank er endlich in Schlummer.

Siebzehntes Capitel.

Rächen.

So feſt auch Wilhelm beſchloſſen hatte, mit Minchen abzubrechen, ſo wollte es doch damit nicht gelingen. Zwar nahm er ſogleich den nächſten und die folgenden Tage ein zurückhaltenderes, kälteres Weſen an; aber es war nur erzwungen und von keiner Dauer.

Minchen fand es unbegreiflich, wie Wilhelm nach der Wärme des vorigen Abends ſo unerwartet verändert erſcheinen konnte. Sie glaubte, ihn mit etwas beleidigt zu haben, und ſann hin und her, aber konnte nichts entdecken. Zu ſchüchtern, um ſich mit Fragen an ihn zu drängen, verhielt ſie ſich Anfangs ganz ruhig und ließ ihn gehen. Sie dachte, er könne vielleicht auch irgend etwas Anderes im Kopfe haben, was ihn verſtimme, und hoffte, ſeine Verdrüßlichkeit werde ſich ſchon geben. So vergingen ein — zwei — drei Tage, in denen er faſt kein Wort mit ihr geſprochen hatte. Denn meidet man nur einmal einen Menſchen, redet man in einigen Stunden nicht mit

ihm, so geht das dann leicht Tage lang so fort; und wenn wir ihn noch so lieb haben, und wenn es uns noch so sehr peinigt, mit ihm zu schmollen, wir legen uns dann mit einer seltsamen bittern Art von Genuß die Folter auf, ihm Feind zu scheinen.

Endlich hielt es Minchen fast nicht mehr aus. „Was mag ich ihm nur gethan haben!“ seufzte sie immer im Stillen. „Warum ist er so bös auf mich! Warum sieht er mich nicht an und spricht nicht ein einziges Wort mit mir?“

Und wenn sie nun gar keine Ursache finden konnte, wenn es ihr völlig Räthsel war, so badete sich ihr Auge in stillen Thränen. Sie sah so niedergeschlagen aus und schlich so traurig umher, daß Wilhelm es nicht länger ertragen konnte, sie so zu quälen. Wurde es ihm doch ohnehin so schwer, seine Rolle zu spielen! Ach, und wenn sie ihn verstohlen mit dem feuchten, fragenden, trüben Auge ansah, dann hätte ihm das Herz brechen mögen.

Endlich fing er selbst wieder mit ihr an. Er wendete vor, er habe nur einmal eine Probe machen wollen, ob er es wohl würde

aushalten können, mehrere Tage über mit ihr nicht zu sprechen.

„Und Sie haben mir nicht gezürnt?“ frug Minchen. „Ich habe Sie nicht beleidigt?“

„Nicht im Geringsten;“ versetzte Wilhelm. „Ich wollte nur sehen, ob ich Kraft genug besäße, einen eigensinnigen Entschluß auszuführen, und hatte mir vorgenommen, in acht Tagen —“

„Acht Tage wollten Sie das so fort treiben?“

„Aber ich war es nicht im Stande!“

„O Sie müssen nicht solche grausame Entschlüsse fassen!“ versetzte Minchen in einem zwischen Scherz und Ernst schwebendem Tone. „Ich habe mir allerlei unruhige Gedanken gemacht!“

So war die Sache bald abgethan und das alte Verhältniß hergestellt. Ja wider Willen sah sich Wilhelm hingerissen; er wurde mit Minchen täglich vertrauter und zärtlicher. Doch nie kam nur der leiseste Gedanke in seine Seele, das Mädchen zu verführen. Denn er liebte sie eben deßhalb so sehr, weil sie so unschuldig war, und bat sie eher mit Thränen der Rührung, stets so zu bleiben, als daß er hätte suchen sollen, in ihr reines Herz das

Gift einer Sinnlichkeit zu pflanzen, deren Lockungen er ſelbſt noch niemals erlegen hatte.

Noch ein anderer Umſtand bewog ihn, doch bei aller Freundlichkeit ſein Betragen gegen Minchen ſtets etwas abzumeſſen; und das war ſeine Empfindung für das entfernte Röschen. Sie ſollte nun bald wiederkommen und ſie hatte ihm vom Anfang her noch mehr gefallen als Minchen, wenigſtens von Anſehn. In Betracht des Herzens mußte er freilich dem ſanften, gemüthlichen Minchen vor dem etwas flatterhaften, neckſüchtigen und noch kindiſchen Röschen den Vorzug geben. So galten ſie ihm denn alſo ungefähr gleich, und daher beſchloß er auch Jeder von ihnen eine gleiche Liebe zuzuwägen. Er dachte an den Fall, daß ihm Röschen nach ihrer Zurückkunft vielleicht mehr gefallen könnte, und verhehlte deßhalb Minchen nicht, daß er auch ihrer jüngern Schweſter ſehr gewogen ſey. An dieſen Gedanken gewöhnte er ſie mit Behutſamkeit nach und nach, damit es ihr nicht auffallen möchte, wenn er mit Röschen nach ihrer Wiederkehr auch freundlich thäte.

Jetzt kam Röschen zurück. Und ach! ſeine Ahnung traf ein. Wie allerliebſt erſchien ſie ihm! Wie hatte ſie der Aufenthalt in der herr-

lichen Reſidenz belebt! Wie war ſie von der Winterreiſe ſo friſch und reizend geworden!

Röther ſtrahlten ihre Wangen, heller blitzten ihre ſchalkhaften Aeuglein, noch munterer war ihr ohnehin lebhaftes Weſen. Ihre Naivität zog Wilhelm eben ſo zauberiſch an wie Minchens Gemüthlichkeit und die mit ihrer Scherzluſt wunderbar contraſtirende Schüchternheit hatte etwas ungemein Liebenswürdiges.

Wilhelm vergaß jetzt Kleiſt und Linden und riß ſich des Abends, wo er nur konnte, von ihnen los, um bei den Mädchen zu ſeyn. Er ſchützte ſchriftſtelleriſche Beſchäftigungen und hiſtoriſche Studien vor, um zu Hauſe bleiben zu können. Röschens Furchtſamkeit verſchwand immer mehr, je mehr ſie mit Wilhelm bekannt wurde. Sie zeigte ſich immer unbefangener und aufgeräumter und fand ihre größte Luſt daran, ihn auf tauſenderlei Art zu necken und zum Beſten zu haben.

Und da Böhme jetzt Abends öfters abweſend war, ſo hatte Wilhelm freiern Spielraum mit den Mädchen zu ſcherzen und vergnügt zu ſeyn. Daß er ſie auch lieb habe, wollte ihm Röschen gar nicht glauben; ſie lachte nur darüber und machte ihren kindiſchen Spaß. Denn ſie war noch zu wenig gereift, um Wil-

helm zu verſtehen. So entſtand ein eignes Mißverhältniß. Minchen, welche Wilhelmen mehr liebte, liebte dieſer weniger als Röschen, und Röschen, die eigentlich Wilhelmen noch gar nicht mit Bewußtſeyn liebte, liebte wieder Wilhelm mehr als Minchen. Und doch zeigte Minchen keine Eiferſucht, wenn Wilhelm gegen Röschen eben ſo zärtlich war, als gegen ſie ſelbſt; ſie grollte nicht, wenn er ſie Beide abwechſelnd küßte und auch die Schweſter ſeiner wärmſten Liebe verſicherte.

Oft kamen Tage, wo ſich Wilhelm wieder mehr zu Minchen gezogen fühlte; meiſtens aber neigte er ſich entſchiedener zu Röschen, vielleicht weil ſie wirklich noch hübſcher ausſah, als die ältere Schweſter, oder deßhalb, weil er bei ihr noch auf Schwierigkeiten traf, die er bei Minchen bereits beſiegt hatte. Denn Hinderniſſe reizen unſer Verlangen mehr, als der gebahnte Weg zum Ziele.

So liebreich er aber gegen Röschen war, ſo blieb doch dieſe immer etwas gleichgültig. Sie benahm ſich zwar freundlich, doch verrieth ſie faſt nicht die geringſte Spur von wärmerer Empfindung. Sie duldete ſeine Küſſe, aber ſchien nichts dabei zu denken. Oft wollte er ſie daher für ganz herz- und gefühllos hal-

ten; aber er bedachte auch wieder, daß sie jung war und in dem Vorlenze ihres Lebens von Frost und Nordluft noch nicht ganz frei sein konnte. Aergerlich nannte er sie manchmal für sich ein läppisches, kindisches, gedankenloses Wesen und beschloß, bei ihr keine weitere Mühe zu verschwenden; aber wenn er sie dann wieder sah, wenn sein Blick auf ihr Auge traf, so schien ihm dann doch wieder ein tiefverborgener, glühender Schimmer heraufzublitzen, der unmöglich aus einem kalten Herzen kommen konnte, ein Sonnenblick, der die Nähe des wirklichen Lenzes verkündigte.

Allmählig wurde Röschen wärmer; nur schien ihr Gefühl immer noch halb zu träumen und mit dem Erwachen zum klaren Bewußtseyn zu ringen. Erst leise nur dämmerte in ihrer [illegible] Seele das erste Morgenroth der Liebe empor. Aber Wilhelm bemerkte es und sah mit bebendem Entzücken, daß er hoffen durfte, die Knospe werde sich noch zur erseh[illegible] Blüthe entfalten.

Kurz er machte jetzt Fortschritte, bei denen ihm nur die ältere Schwester im Wege war. Denn in ihrer Gegenwart mußte er doch immer die gegen Röschen hervorzubrechen strebende Flamme mäßigen und seine

Zärtlichkeit bedenklich abmessen, um Neid und Eifersucht zu verhüten. Er sehnte sich, Röschen nur einmal länger allein zu sprechen; doch das wollte sich immer nicht fügen. Denn das sehr häusliche Minchen ging selten des Abends weg, und wenn es einmal geschah, so mußte es dann gerade treffen, daß der Vater bei Röschen war.

Indeß eines Abends fand er doch einmal Röschen ganz allein. Sie arbeitete an einem neuen Kleide, das sie zu den bevorstehenden Feiertagen fertig haben wollte. Mit Entzücken sah sich Wilhelm nach seinem Eintritt überall um, ob wirklich dießmal keine dritte Person zugegen wäre. Röschen scherzte über sein Umherspioniren und sagte naiv, sie sey beinah eingeschlafen in dieser Einsamkeit und freue sich außerordentlich, daß er sie ein Bischen besuche. Aber unterhalten müsse er sie gut und recht viel Neues und Lustiges erzählen, sonst jage sie ihn wieder fort.

„Nun lustig bin ich genug," hob Wilhelm an, „außer mir vor Wonne bin ich, mein geliebtes Röschen, daß ich Dich allein finde, und Dich heute — (hier flog sein Mund an ihre Lippen) so recht ungestört küssen kann."

„Und ich habe mir gerade vorgenommen,

Ihnen heute nicht einen einzigen Kuß zu geben;“ verſetzte Röschen.

„Nun das werden wir erſt noch ſehen,“ meinte Wilhelm und bat die Kleine, ſich doch an das Pianoforte zu ſetzen und ihm etwas vorzuſingen. Er höre es gar zu gern. Sie widerſtrebte lange, aber endlich that ſie's. Sie blätterte in einem Notenbuche und traf auf das Lied aus der Schweizerfamilie: * „Vom weit entfernten Schweizerland kam ich voll Gram hieher,“ welches Wilhelm ſchon oft von ihr mit Entzücken gehört hatte. Er bat ſie, dieſes anzuſtimmen. Sie präludirte mit einigen einfachen, rührenden Akkorden und begann hierauf zu ſingen, und ach, ſo ſeelenvoll, wie noch nie vorher. Dieſe Silberſtimme, dieſer zarte Schmelz, dieſe aus den Tiefen des Herzens aufſeufzende Sehnſucht, dieſe fortreißende Wehmuth und dieſer ſanftere umher-fragende und ſuchende Schmerz, wo das Lied aus Moll in Dur übergeht und darin rührend ſeine Klagen verhallen läßt — ach, wie drang das überwältigend in Wilhelms Seele, wie wurde er ganz ſich ſelbſt entriſſen!

* Der Leſer verzeihe einmal einen kleinen Anachronismus!

Aber wie ſtaunte er, als er Röschen, nachdem ſie geſchloſſen, mit Thränen in den Augen umarmen und ihr mit einem heißen Kuſſe danken wollte, als er ſie da auf einmal laut auflachen hörte. Das muthwillige Ding ſagte, er habe einen großen ſchwarzen Fleck an der Stirne. Er nahm das Licht und beſah ſich im Spiegel, und es war nicht wahr.

„Ich habe Sie nur necken wollen," ſagte ſie und lachte noch viel mehr. Er konnte dieſen ſchnellen Wechſel der tiefſten, traurigſten Gefühle mit der Ausgelaſſenheit, in die ſie plötzlich überſprang, gar nicht vereinbaren.

Er ſuchte wieder in einen ernſtern Ton mit ihr zu kommen und fragte ſie nach einigen Einleitungen, ob ſie ihm denn glaube, daß er ſie recht herzlich lieb habe.

„Nein!" war ihre Antwort.

Er fuhr fort zu fragen: ob ſie ihm denn ein wenig gut ſey; und da erwiederte ſie:

„Nicht ein Bischen."

Er ſcherzte, „ob ſie ihn denn wohl heirathen würde, wenn er ſie haben wollte."

„Lieber würde ich einen Zigeuner oder einen Mohren nehmen, als Sie."

„Ob er ihr denn ſo häßlich vorkomme?"

„Ja, ganz erſchrecklich!"

„Freilich, ein so hübsches Mädchen —“

„Ach, ich bin nicht hübsch!“

Die Art, mit der sie treuherzig, naiv und doch schalkhaft verstellt diese Antworten gab, brachte Wilhelm ganz in Verwirrung. Er wußte gar nicht, wie er ihr beikommen sollte. Sie schien ihm so muthwillig und fern von aller Sentimentalität; es wollte sich kein inniges und herzliches Wort mit ihr reden lassen. Wo er ein „Ja“ von ihr zu hören sich sehnte, da sagte sie trocken-lächelnd: „nein!“ und umgekehrt. Wie sollte er nur ihre scherzende Gleichgültigkeit in wärmeres Gefühl umstimmen?

Er bat sie, ihm noch einmal das „Lied vom Schweizerland,“ wie er es kurzweg nannte, zu singen, und sie that es leichter, als das erstemal. Wieder dieselbe Seele in ihrem Gesange, dieselbe Tiefe der Empfindung, dieselbe in Schmerz hinstrebende Sehnsucht! Röschen schien singend in ein ganz anderes Wesen umgewandelt. Und als ihr am Schlusse eine Thräne über die Wange floß, konnte er sie da noch für gefühllos halten?

Auch hatte er sich dießmal nicht verrechnet. Die Rührung ihres Herzens verflog jetzt nicht so schnell wie vorhin. Sie blieb

ſinnend ſitzen, als ſie fertig war und ſtarrte ſtumm auf die Taſten nieder. Wilhelm küßte ſie ſanft und dankte ihr mit den liebreichſten, ſchmeichelndſten Ausdrücken; ſie lächelte, aber blieb gedankenvoll.

Das Mädchen hatte ſo daſitzend etwas überaus Reizendes. Wilhelm betrachtete mit ſüßberauſchten Blicken die liebliche zarte Geſtalt des Körpers, die ſchöngerundeten Arme, den jungen, noch im Hervorkeimen begriffenen Buſen, die offne, freie Stirn, um die ſich blonde Löckchen ringelten, die feinen, von ſanftem Karmin überhauchten Wangen, den kleinen Mund und das niedliche Stumpfnäschen, über dem jetzt die ſchalkhaften funkelnden Augen mit einem ungewöhnlichen Anflug von Melancholie niederblickten.

„Süßes, geliebtes Mädchen," frug er, ſeine Hand ſanft auf ihre Schulter lehnend, „warum biſt Du auf einmal ſo nachdenkend, ſo traurig geworden?"

In ihrer Miene ließ ſich etwas leſen wie ein Umherſinnen, eine gewaltſame Anſtrengung um einen Scherz; aber es verflog ſogleich und ihr Auge wurde wieder feucht.

Wilhelm fragte ſie noch einmal in dem innigſten, ſchmelzendſten Tone, was ihr fehle,

und ſtreichelte ihr ſanft dabei Haar und Wangen.

„Ach Sie wollen ja einen mit aller Gewalt traurig haben!“ gab ſie jetzt zur Antwort. Heute werde ich nun nicht wieder luſtig. Denn wenn ich einmal betrübt werde, dann bin ich's auch ordentlich.“

Wilhelm forſchte nach dem Grunde und liebkoſte ihr noch mehr; ſie beg ſich immer abwehrend von ihm hinweg, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich nach weiterm Dringen ſagte ſie:

„Was geben Sie ſich doch ſo viel Mühe darum, daß ich Sie recht lieb haben ſoll? Meine Schweſter gefällt Ihnen ja doch beſſer als ich, und ich habe es ihr auch immer gegönnt, daß Sie es mit ihr ſo gut meinen. Warum wollen Sie mich nun auch durchaus dahin bringen, daß ich Ihnen ſo gut ſeyn ſoll? Ich bin es lange ſchon; und es hat mich oft im Stillen traurig gemacht; aber ich ließ es Ihnen nicht merken und zwang mich mit Gewalt, vergnügt zu ſcheinen und es auch wirklich wieder zu werden. Aber da treten Sie mir immer wieder in den Weg; was habe ich armes Kind Ihnen denn gethan, daß Sie mir durchaus meinen frohen, heitern Sinn verderben

wollen? Denn je güter ich Ihnen werde, deſto trauriger werde ich auch."

„Ach mein beſtes Röschen," rief Wilhelm, über dieſen erſten bei ihr hervorbrechenden Ton des Gefühls ganz außer ſich, „denkſt Du denn wirklich, daß ich Deine Schweſter wärmer liebe?"

„Ja, das denk' ich!" verſetzte Röschen ernſt. „Und darum gab ich mir Mühe, Sie nicht auch lieben zu wollen, und wenn ich eine herzliche Regung in mir aufſteigen fühlte, ſo ſuchte ich ſie wegzuſcherzen."

„Süßes, holdes Kind, und Du wußteſt nicht, daß ich Dich von Anfang an gleich lieber hatte, als Minchen? Freilich Du warſt lang entfernt — in dieſer Zeit wurde ich mit Deiner Schweſter bekannt und war und bin ihr auch noch jetzt herzlich gewogen — aber als Du wieder kamſt — ach, von dem Tage an gehörte die größere Hälfte meiner Neigung Dir und ich hatte nur nicht die Gelegenheit, es Dir zu ſagen. Biſt Du mir denn alſo wirklich gut?"

„Ach ich habe Sie lieber als Alles in der Welt!" verſetzte Röschen.

Da ſchloß Wilhelm das Kind in ſüßer Ueberwallung der Zärtlichkeit an ſeine Bruſt

und bedeckte ſie mit den glühendſten Küſſen. Auch ihr ſchien das Räthſel ihres Herzens nun gelöſt; auch ſie wagte es, ihren Arm ſanft um ihn zu ſchlingen und ſeine Liebkoſungen zu erwiedern.

Wilhelm weinte frohe Thränen; ihm war unausſprechlich wohl. Aber kein Wort, nichts erlaubte er ſich, was die Herzensreinheit des unſchuldigen Kindes beflecken konnte. Sie zu küſſen, ſich an ſie zu ſchmiegen, und ihr die warmen Empfindungen ſeines Herzens auszuſprechen, das war ihm ſchon eine himmliſche Seligkeit, über der er die irdiſche Luſt vergeſſen konnte. Ja er dachte nie an die letztere, ſo zart, und rein idealiſch war ſeine Liebe zu Röschen.

Achtzehntes Capitel.

Die Ahnung.

In welchem Labyrinthe führte Wilhelmen jetzt die Liebe umher! Erſt gehörte ſein Herz

ganz Lenoren, dann neigte es ſich zu Minchen, und bald darauf wieder zu Röschen. Er klagte ſich bitter an und haßte ſich ſelbſt, wenn er zuweilen ernſtlich über dieſe Unbeſtändigkeit nachdachte; und doch fühlte er ſich unvermögend, dem Engelpaar der lieblichen Schweſtern, das ihn ſo freundlichlächelnd umſchwebte und ſo ſchöne Blumen auf ſeine Lebensbahn ſtreute, den Rücken zu kehren. Er wußte tauſenderlei Ausflüchte zu finden. Denn der Verſtand iſt ſtets gern behülflich, wenn das Herz einen Schlupfwinkel ſucht.

Und da ſeine Neigung eigentlich nur in einem reinen, herzlichen Wohlgefallen beſtand, das nach den liebenswürdigen Kindern blickte wie nach ſchimmernden Sternen, an deren holdem Lichte man ſich freut, ohne nach ihrem Beſitz zu ſtreben; da er weder niedrige, noch ernſthafte Abſichten in ſeinem Buſen antraf, vor denen er hätte erſchrecken müſſen, ſo fühlte er ſich doch im Ganzen ruhig und trieb das ſüße Spiel mit den Mädchen fort, das ihm die düſtern, kalten Wintertage mit ſo warmen Frühlingsſonnenblicken verſchönte.

Die Schweſtern hatten ſich daran gewöhnt, ſich in Wilhelms Liebe zu theilen. Freilich ſchien über Minchens Stirn manchmal ein

Wölkchen des Unmuths zu fliegen, wenn Wilhelm — (in des Vaters Abweſenheit) — von ihr zu Röschen ging, und dieſe eben ſo zärtlich — und ach! noch zärtlicher, ſo kam es ihr manchmal vor — küßte als wie ſie. Freilich wurde ſie manchmal ſtill und nachdenkend, wenn er die Kleine ſein „niedliches, geliebtes Röschen“ anredete und ſich mit ihr auf eine Art neckte, in der ſich wärmſte Innigkeit des Herzens abſpiegelte. Aber wenn er ſich dann wieder zu ihr wandte mit dem ſeelenvollſten Blick und Ton, dann konnte ſie ihm nicht zürnen; dann glaubte ſie wieder, gegen Röschen ſey das nur ſein Scherz, was gegen ſie Ernſt ſey.

Wilhelm verlebte bei den Mädchen die froheſten, ſeligſten Stunden. Oft ſaß er, wenn er mit ihnen allein war, auf dem Sopha, und hielt mit jedem Arme Eine umſchlungen. So ſaß er oft halbe Sunden lang und fühlte ſich wie im Himmel.

Und welcher Leſer wird ihn deßhalb zu ſtreng richten? Welcher ſüße, wenn er ſich's aufrichtig geſtehen will, nicht ſogleich gern einmal an ſeiner Stelle? Freilich — von zwei gemeinen Buhlerin umſchlungen — das wäre wohl nur dem Lüſtling eine angenehme Vor-

ſtellung und dem reinen Herzen ein Abſcheu — aber zwei ſo junge, durchaus unſchuldige und noch unberührte, von der Kindheit erſt ins jungfräuliche Alter hinüberblühende, zarte, roſenwangige, feueräugige, warme aber nicht üppige, liebevolle aber nicht ſinnliche, ſondern ſchüchterne und nur dem ſüßen Freunde ſich unbefangen hingebende, mit den holdeſten Reizen des Körpers und liebenswürdigſten Eigenſchaften der Seele ausgeſtattete Engelweſen in dem Arme zu haben, und ihre warmklopfenden Herzen zu fühlen — daß das ſchön, daß das himmliſch iſt, wer iſt Stoiker genug, es zu leugnen?

Die ſanfte Gemüthlichkeit, die ſchwärmeriſche Zärtlichkeit Minchens, und die immer noch halb mädchenhafte und ſpröde, aber doch nun mehr in ſüße Hingebung übergeſchmolzene Schüchternheit und heitere Naivetät Röschens — inmitten dieſes geiſtigen Zauberduftes und inmitten der körperlichen Schlankheit und Fülle ſchwebend — da ſchwebend und webend in tauſendfachen Modificationen der feinſten, geiſtigen Empfindungen und Aufſlebungen und träumenden Wiederhinſterbungen, wenn mir das Wort einmal erlaubt iſt — fühlte Wil-

helm ſich wie ein Gott alle Seelenwonne des Himmels durch Nerv' und Adern rinnen.

Er liebte die Mädchen, und beſonders die Kleine, mit grenzenloſer Innigkeit. Demungeachtet war es nie ſein Entſchluß, Lenoren untreu zu werden und einer von Böhmens Töchtern die Hand zu reichen. Glücklicherweiſe bildeten ſich dieſe das auch nicht ein, und wenn er ſcherzend darauf anſpielte, ſo ſagten ſie immer: „wir wiſſen lange, daß nie Einer von uns das Glück zu Theil werden kann, Ihnen anzugehören, und daß Sie ſich eine Gattin von Ihrem Stande wählen müſſen. Aber was ſollen wir Ihnen deßhalb zürnen, wenn wir ſehen, daß ſie es ſo herzlich gut mit uns meinen? Warum ſollen wir uns einem ſchönen Freundſchaftsbunde mit Ihnen entziehen, der Ihnen Freude macht und uns auch? Sollen wir deßwegen, weil wir nicht in Ewigkeit werden mit Ihnen zuſammen ſeyn, Sie nicht eine kurze Zeit hindurch lieb haben, in der Sie uns nahe ſind? Freilich wird's uns nahe gehen, wenn die Stunde der Trennung kommen wird; ach, das wird uns manche Thräne koſten!

Und da beging Wilhelm nicht die den Männern ſo geläufige Schlechtigkeit, Ihnen

Hoffnungen zu machen, die er weder erfüllen wollte, noch konnte; er half ſich jedoch auf eine gewiſſe andere Art heraus. Er ſagte, er fühlte eine tiefe und mächtige Vorahnung, daß er in der nächſten Schlacht fallen werde. Daher denke er jetzt an keine Verheirathung noch ſonſt einen künftigen Lebensplan. „Ehe der Wind über die Stoppeln wehen, ja noch ehe die Sichel des Schnitters das reife Korn mähen wird," ſagte er, „da ruhe ich längſt in einem fremden Lande im kühlen Schooß der Erde."

Und daran log Wilhelm auch nicht. Gerade jetzt in der Nähe des Frühlings, wo tauſend verborgene Leben ſich wieder zu regen begannen und die Lerche mit ihrem prophetiſchen Seelchen das herannahende Erwachen der ganzen Welt zu einem neuen Daſeyn verkündigte, ach, gerade da drang ihm, wenn er hinausging in die ſich leiſe regende Natur, ein wehmüthiges Gefühl in die Bruſt, und indem er oft dachte, wie leicht es möglich wäre, daß er dieſen Frühling oder dieſen Sommer nicht mehr erleben könnte — durch dieſen öfters gehegten Gedanken bildete ſich endlich in ihm eine wunderbare Gewißheit, daß er als ein Opfer des Krieges fallen würde. Der Umgang mit Kleiſt, der ein ähnliches Gefühl

mit sich herumtrug und es in schwermüthigen Poesien aussprach, trug dazu bei, Wilhelm darin noch mehr zu befestigen. Sie schwelgten oft mit einander in der traurigen Vorstellung, in der sie so eigen sympathisirten. Sie dichteten Abschiede an die Welt und Lebewohls an ihre Freunde. Nur war bei ihnen der Unterschied; Wilhelm glaubte, die nächste Schlacht würde ihn schon hinwegraffen; Kleist dagegen dachte sich nur im Allgemeinen, es sey ihm vom Schicksal bestimmt, im Kriege noch seinen Tod zu finden.

Wenn Wilhelm gegen München und Röschen davon sprach, so wurden sie oft ganz betrübt. Oft suchten sie es ihm auszureden; aber er blieb dabei.

Lange hatte er Lenoren nicht geschrieben. Jetzt wo sich der Frühling näherte, wachte wie durch einen wunderbaren Zauber die Erinnerung an sie mit ihrer ganzen, vollen Gewalt wieder auf. Es drängte ihn mit Allmacht, ihr einmal sein Herz auszuschütten, und zwar mit aller Offenheit, die seinem Charakter eigen war. Er ersann keine leeren Entschuldigungen und Vorwände wegen seines Stillschweigens, sondern theilte ihr ohne Zurückhaltnng Alles mit, was er an seinem Herzen erfahren hatte. Die gemachte Bekannt-

ſchaft mit Böhme's Töchtern, das Entſtehen ſeiner Neigung, das Wachſen derſelben und ihren Fortgang zu wirklicher herzlicher Liebe — die vielen unſchuldig-froh mit ihnen verlebten Stunden — von dem Allem erzählte er ihr ausführlich. Er ſchilderte ihr die Liebenswürdigkeit der Mädchen mit warmer Begeiſterung und bat dann um Verzeihung, daß ſein Herz für ſo viel Schönheit und Unſchuld ein lebhaftes Intereſſe habe fühlen müſſen.

„Du würdeſt ſie ſelbſt lieben," ſchrieb er, „gewiß, meine Lenore, Du würdeſt, Du müßteſt ſie lieben, wenn Du ſie ſehen ſollteſt. Nie ſchwand der Gedanke an Dich aus meinem Herzen. Aber Du warſt mir fern. Der Einfluß der Gegenwart iſt allmächtig. Ich neigte mich ihnen zu. Sie ſollten mir Dich erſetzen, einigermaßen wenigſtens. Eine konnte das nicht; Du ſiehſt, ich bedurfte ihrer Zwei — und doch war es bei weitem noch keine Lenore. Du weißt nun Alles. Ich ſchwöre Dir, daß meine Liebe zu Deinen kleinen Nebenbuhlerinnen rein war und daß keine Schuld mein Herz befleckt! Du wirſt doch nicht — ach Gott! Lenore! wenn Du zürnteſt, wenn Du mich untreu glauben könnteſt, ich müßte verzweifeln! Aber gewiß! Du vergiebſt mir; nicht

wahr, Lenore, Herz meines Herzens, Du vergiebst mir?“

Er schrieb ihr auch von der in ihm ruhenden Ahnung von seinem Tode in der nächsten Schlacht. Er nannte ihn eine Strafe, die ihn dafür treffen werde, daß er sie wenigstens einmal eine Zeitlang beinahe vergessen habe.

Bald erhielt er Lenorens Antwort voll der zärtlichsten Besorgniß und vertrauensvollsten Nachsicht.

„Ich Dir vergeben, Wilhelm? Dafür vergeben, wenn Du auch anderwärts die Unschuld achtest und die Schönheit liebenswürdig findest? Ich bin keine Freidenkerin; ich muß Dir gestehen, ich habe auch eine kleine Anlage zu der Eifersucht, die alle treuen Herzen fühlen müssen, wenn ihnen Gefahr droht, ihren geliebten Gegenstand zu verlieren; aber ich habe auch zu Dir das vollste, grenzenloseste Vertrauen — ich kenne Dich und weiß — ja wollte einen Eid darauf schwören, daß Du die reinen Herzen Deiner kleinen Freundinnen zwar liebtest, aber auch zu sehr achtetest, um sie zu vergiften. Mein Wilhelm, findest Du eine Schönere, eine Vollkommenere, so räume ihr meine Stelle in Deinem Herzen

ein; ich werde Dir nicht zürnen. Ich würde zwar weinen, aber Dich ewig noch still fort lieben. Weiß ich armes Mädchen doch so nicht, wie ich Deine Liebe verdiene! Aber sagen muß ich Dir, mein Wilhelm, daß ich mir doch den süßen Traum träume, Du wirst mich nicht vergessen, Du wirst mich lieben bis in den Tod und drüber hinaus. Und solltest Du noch Andere lieben, so glaube ich immer, daß ich Dir die Liebste zu seyn nie aufhören werde.

Aber sterben darfst Du nicht, mein Wilhelm. „Der Tod sollte Dich strafen, dafür daß Du mich vergessen?“ Welche grillige Einbildung! Laß sie fahren! O Gott, ich bin unendlich um Dich besorgt! Wenn ich mir denke, daß Du in einem fremden Lande unter einem Mooshügel lägest, auf dem ich nicht sitzen und mich todtweinen sollte — Du todt in der Erde und Lenore nicht neben Dir — Wilhelm! — Aber nein, Du wirst nicht fallen! Nichtwahr, Du stirbst nicht? Du kommst mit dem Lorbeer des Ruhms gekrönt und die Palme des Friedens in der Hand, zurück zu Deiner mit Schmerzen harrenden Lenore? Glühend hängt dann Mund an Mund und selig schlägt Herz an Herz. Ja, so wird es! Ach

komm bald! Ich brenne nach Dir! komm! komm! ſo ruf' ich tauſendmal!"

Lenorens Brief verſetzte Wilhelm in die tiefſte Rührung. Seinen Augen entrannen heiße Thränen des innigſten Entzückens über ihre Engelsgüte und zärtliche Liebe. Täglich erneuerte ſich ihm jetzt klarer ihr Bild und umſchwebte ihn auf ſeinen ſtillen Wegen mit ſüßem Feenreiz. Seine Seele floß bei dem Gedanken an ſie ganz von Wehmuth und Sehnſucht über. Immer noch war er von Herzen liebreich gegen Minchen und Röschen; denn Lenore hatte es ihm nun ſelbſt erlaubt; aber neben der erſten, ewigen alten Empfindung ſeiner Seele war die neue nur wie ein freundliches Sternchen neben dem prangenden Vollmond.

Neunzehntes Capitel.

Der Frühling nahte ſich immer mehr und löſte Wilhelms Seele ganz in wunderbarer, feierlicher Schwermuth auf. Es ergriff ihn immer mit geheimnißvoller Gewalt der rührende Gedanke: Dieſer Lenz iſt der letzte deines Lebens! Du hörſt den Geſang der Lerche im künftigen Jahre nicht mehr! — Du empfindeſt das ſüße dichteriſche Entzücken über die erſten Blumen nicht wieder! Wenn das Eis wieder geſchmolzen iſt und ſanfte Weſte wehen und nach dem nächſten Winterſchlafe die Quellen wieder rauſchen und Wald und Tha ergrünen, dann ſpielt der Wind mit dem Mooſe deines Grabes, dann zieht der Schäfer drüber hin und ſingt ſein Lied, und du ruheſt unten und hörſt es nicht....“

Er entwarf viele Gedichte und Phantaſien, die dieſe Stimmung athmeten. Einige theilte er Kleiſt mit; dieſer war dann ganz hingeriſſen und beſchwor ihn, ſeine Poeſien der Welt nicht länger vorzuenthalten. Aber Wilhelm ließ ſich nicht dazu bewegen, ſondern

drohte ſogar jetzt öfters, einmal wenn es ihm einfiele, Alles, was er gedichtet, zu verbrennen. Und leider führte er das nur zu bald aus und übergab ſo manche ſchöne Verſe voll begeiſterten Schwunges und tiefen zärtlichen Gefühles, an denen ſich die ſpäte Nachwelt noch entzückt haben würde, in einer einzigen grilligen Stunde erbarmungslos den Flammen. Es war ihm ein widriger Gedanke, die heiligſten Empfindungen ſeiner Seele profan werden und Geheimniſſe ſeines Herzens ans Licht kommen zu laſſen, die er lebend in einſamer Kammer und verſchloſſener Bruſt ſtill gehegt hatte — es griff ihm wie mit einer eiskalten Hand ins Herz, wenn er ſich vorſtellte, wie dann etwa gar ein Schneemann von Rezenſenten über ihn kommen und das, was er ſo warm und voll gefühlt, mit ſeinen pedantiſchen Bemerkungen übereifen und das, womit er genialiſch geſpielt, vor das Forum eines grämlichen Ernſtes und verknöcherter Regeln ſchleppen könnte. Vor dieſem Schickſale wollte er ſeine Lieder retten, und da dachte er, es iſt am beſten, ſie ſterben, wie ich.

Kleiſt war ernſtlich böſe, als ihm Wilhelm lächelnd ſagte: „Ich habe meine Ge-

dichte alle, kein einziges ausgenommen, dem Vulkan zum Opfer gebracht!“ Aber was half es, ihn zu ſchelten? Wilhelm konnte zwar mehrere davon auswendig; aber ſelbſt dieſe Kleiſt mitzutheilen, ließ er ſich nicht erbitten. Er verſetzte dann: „nein, es ſoll keine Zeile von mir auf die Nachwelt kommen.“ Kleiſt hatte den Verbannungsplan immer nur für eine jungen Dichtern zuweilen einfallende kleine heroiſche Prahlerei gehalten, die ſie gewöhnlich nicht ausführen; ja er hatte Wilhelm dazu in luſtiger Stimmung etlichemale ſelbſt angetrieben und geſagt: thu' es nur erſt! eher glaube ich Dir nicht, daß Du's kannſt! Vaterliebe iſt gar ſtark, und zumal gegen ſo hübſche Kinder, wie die Deinigen!“ So hatte er ihn dazu herausgefordert und nicht geglaubt, daß er den Brand wirklich vor ſich gehen laſſen würde, ohne ihm auch nur ein Wort davon vorher zu ſagen. Er war darüber ſehr traurig und rief aus: „wären doch lieber einige vierſpännige Fuder philoſophiſchen oder theologiſchen Wuſtes aus der Welt und wir hätten Deine Gedichte noch!“

Wilhelm hielt es nun ſeit dieſer Zeit immer ſo; wenn er etwas dichtete oder ſchrieb, ſo verbrannte er es gleich nachher. Nur ſehr

wenige Herzensergießungen an Lenoren entgingen dieſem Schickſal.

Sein Briefwechſel mit Lenoren war jetzt wieder ſehr lebhaft und die Sehnſucht der beiden Liebenden nach einander unausſprechlich. Dabei war er gegen ſeine kleinen Freundinnen zärtlich und innig wie gegen ein Paar recht herzlich geliebte Schweſtern ein warmer, gutmeinender Bruder.

Jetzt endlich nahte die Zeit, wo er aus den Winterquartieren aufbrechen und Zittau verlaſſen ſollte. Minchen und Röschen weinten Thränen der innigſten Betrübniß, als er ihnen gegen Ende des April, nachdem ſie gerade noch mehrere beſonders heitere Tage mit einander verlebt hatten, einmal plötzlich ſagte: „nun, morgen geht's fort, liebe Mädchen.“

„Morgen ſchon?“ fragten ſie erſchrocken mit einem Tone; „es hieß ja geſtern noch, daß ſich der Aufbruch noch vierzehn Tage verzögern werde?“

„Es iſt heute neue Ordre gekommen!“ war Wilhelms traurige Antwort.

Es war Abends und der Vater, wie jetzt gewöhnlich, nicht da. Und ſo hatten ſie Ge-

legenheit, ſich in den letzten Stunden noch frei gegen einander auszuſprechen.

Minchen brach in einen Strom von Thränen aus, und Röschen ſchlich ſtumm in ein Fenſter und hielt die Hand vor die Stirn. Beide Mädchen hatten in der Nähe des geliebten Gegenſtandes noch nicht ſo tief empfunden, was er ihnen war, als jetzt, da er ſich entfernen wollte. Das Wort: „morgen geht's fort!“ war ihnen wie ein zerſchmetternder Fels auf die Seele gefallen.

Mit tiefer Rührung hob Wilhelm an:

„Liebe Mädchen! Ich wünſchte, Ihr ſchwebtet in Ewigkeit um mich, ſo theuer ſeyd Ihr mir, ſo beſeligend iſt mir Eure Gegenwart! Ihr ſeyd mir viel geweſen! Nie wird Euer liebliches Bild, Eurer lächelndes Andenken in meiner Seele erlöſchen! Wie viele ſüße Stunden dank' ich Euch! Wie habt Ihr Engeln gleich Himmel in mein Daſeyn herabgeweht, wie habt Ihr mir einen düſtern, öden, langen Winter zu einem kurzen ſchönen Lenzestage umgewandelt! Ach könnte man doch bei allen edeln und geliebten Menſchen ewig bleiben und mit ihnen fortleben in dem ſchönen, zarten Vereine, der unſre Herzen und ihre aneinander bindet! Aber Alles, was ſich lächelnd

und umarmend im Leben begegnet, das reißt nach wenigen Händedrücken und Küſſen der Drang des unerbittlichen Schickſals von unſrer Bruſt und aus unſern Augen, und läßt uns nur die Erinnerung an die Guten zurück und ein Bild im Geiſte von ihnen, das zwar nie ganz erliſcht, aber ach! doch von Jahr zu Jahre mehr ſich ſchwächt, bis endlich nur eine matte, verſchwimmende Nebelgeſtalt noch übrig bleibt. Ach, theure Mädchen, holde, ſüße Engelgeſtalten, könnt' ich Eure lieben Züge doch faſſen und ewig halten in der Seele — dürft' ich ſie immer in freundlicher klarer Nähe ſchauen dieſe funkelnden, ſüßen Augenſterne, die mir ſo oft ſelig-ſchaudernde Wonne zublitzten und rührend in des Herzens tiefſte Tiefen drangen! Aber ach, ich ſoll Euch nicht mehr ſehen! Ich werde Euch nie wiederſchauen! Denn ſchon iſt die Kugel gegoſſen, die mich durchbohren, die mich von der Welt und dem heitern Leben und allem, was ich liebe, ſcheiden ſoll! Aber ich mache Euch das Herz ſchwer. Weinet nicht um einen Menſchen, der ja doch einmal nicht bei Euch bleiben durfte und dem nur noch wenige Tage zugezählt ſind! Der Eurige kann ich nicht ſeyn, aber ſelbſt wenn ich eine hätte, die ich

noch heißer liebte, ſo könnt' ich der Ihrige nicht werden. Weinet nicht! Euch blüht ein ſchönes Glück! Bleibt nur ſo unſchuldig und reinen Herzens, ſo ſchüchtern und zurückhaltend, ſo gefühlvoll und tugendhaft, aber nochmals wiederhol' ich's, vor Allem ſo unſchuldig, wie Ihr bis jetzt waret, das erwarb Euch meine Liebe, das bezauberte mich; und das wird auch andere edle Jünglinge zu Euch hinziehen; das wird der Herzen ſchönſte und beſte an Euch feſſeln! Gewiß, ja gewiß, dann blüht Euch ein Glück, wie ich es Euch aus voller Seele wünſche und von dem Himmel heiß erflehe!"

Wilhelm hatte in dem innigſten, erſchütternſten Tone geſprochen. Die Mädchen ſchluchzten und wußten ſich nicht zu faſſen. In ſolchen Lagen weicht der gewohnte Zwang. Außer ſich vor Schmerz ſtürzte Minchen an ſeine Bruſt und ſeufzte: „ach, mein Wilhelm! mein Wilhelm! ſo willſt Du uns verlaſſen?" dieſe vertraute Sprache hatte ſie ſich noch nie erlaubt; jetzt aber brach bei ihr die ganze Fülle des Herzens hervor und kannte keinen Zügel mehr. Sie umſchlang ihn, drückte ihn an den bange wogenden Buſen und küßte ihn und benetzte ihn mit heißen Thränen.

Auch Wilhelm weinte und preßte das geliebte, arme hülf- und troſtloſe Geſchöpf unter zärtlichen Küſſen mit krampfhafter Empfindung an ſeine Bruſt.

„Ach,“ hob ſie wieder an, „Sie wiſſen nicht, wie grenzenlos ich Sie liebe! Wenn Sie nicht mehr da ſind — Ich weiß nicht wie das werden ſoll!“

Weinend barg ſie ihr Antlitz an Wilhelms Buſen.

„Liebſtes Minchen,“ ſagte dieſer, „mache Dir den Abſchied nicht ſo ſchwer! Wir haben ja ſo oft davon geſprochen, daß eine Stunde der Trennung kommen würde, wir haben uns längſt mit dem Gedanken an das Unvermeidliche vertraut gemacht!“

„Ja, für immer die Ihrige zu ſeyn, es wäre der letzte, kühnſte meiner Wünſche — aber nie hab' ich mir das eingebildet — Sie haben Recht, ich habe mich vertraut gemacht mit dieſer Stunde — aber nun ſie da iſt, tritt ſie doch noch ganz anders vor mich hin, als wie ich mir ſie vorgeſtellt — ſie ſteht plötzlich vor mir in einer neuen, niegeahneten Schrecklichkeit! Denn ſie lehrt mich erſt mein Gefühl für Sie in ſeiner ganzen Stärke kennen, ſie ſagt mir erſt, was lieben heißt, und mein in

das Ihrige verwachsene Herz blutet nun erst, da es losgerissen werden soll, ach, losgerissen, ohne daß eine freundliche Hoffnung Balsam in seine Wunde träufelt! Denn uns winkt kein Wiedersehen! Sie wollen ja selbst nicht uns wiedersehen! O gestehen Sie es, Wilhelm, Sie lieben eine Andere, sonst würden Sie ja doch einmal zurückkehren wollen zu uns! Aber auch dann, wenn Sie eine Andere lieben, auch dann, Wilhelm, kommen Sie nur wenigstens einmal auf einen Tag, auf eine Stunde wieder! Wir werden uns gar zu sehr nach Ihnen sehnen und wir würden zu traurig seyn, wenn Sie uns nicht wenigstens eine schwache Hoffnung schimmern ließen, daß wir Sie wiedersehen würden!"

„Nun," sagte Wilhelm, „wenn ich leben bleibe, mein Minchen, wenn der nahe Todesengel dießmal noch verschonend an mir vorübergehen und es mir mein Dienst erlauben sollte, dann — ja dann will ich wiederkommen, aber ob bald, oder erst nach Jahren, das ist freilich unbestimmt. Laß uns denken, bald! denn so erleichtern wir uns die letzten schweren Stunden."

Jetzt entwand sich Minchen Wilhelms Arm.

„Laſſen Sie mich einmal!“ bat ſie; „ich komme bald zurück!“

Sie ging hinaus. Nun war Wilhelm mit Röschen allein. Sie ſtand immer noch unbeweglich, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, ſtumm im Fenſter.

„Aber, mein Röschen,“ hob Wilhelm an und näherte ſich ihr und ſtreichelte ihr ſanft die Wange, „ſage, mein geliebtes Röschen, warum ziehſt Du Dich ſo zurück und ſprichſt in den letzten ſüßen Augenblicken nicht auch noch ein freundliches Wort mit mir? Zürnſt Du mir etwa? Ach ſage was hab' ich Dir gethan? Was iſt mit Dir?“

„Sie können fragen?“ verſetzte Röschen, mit dem Ausdruck der wehmüthigſten Empfindung. „Doch — fuhr ſie fort — ich bin luſtig! Laſſen Sie mich nur! Ich bin ganz heiter!“

Raſch hüpfte ſie jetzt auf einmal nach dem Pianoforte und fing an einen fröhlichen Tanz zu ſpielen.

„O Röschen,“ bat Wilhelm, ihr die Finger haltend, „das nicht! Das kommt nicht aus Deiner Seele!“

„Warum denn nicht?“ drehte ſie ſich um mit einem erzwungenen und mit Thränen ge-

miſchten Lachen, das Wilhelm in die Seele ſchnitt.

„Nein,“ ſagte Wilhelm innig und feierlich, „nein, mein herzlich geliebtes Röschen, wenn Du mir jemals ein wenig gut geweſen biſt, ſo bitte ich Dich, wenn Du etwas ſpielen oder ſingen willſt — das Lied „vom Schweizerland!“ — zum letztenmale das Lied „vom Schweizerland!“

„Das kann ich heute nicht ſingen!“ verſetzte Röschen! „Das thut mir zu weh!“

„Mir auch!“ ſeufzte Wilhelm; „und doch, ach doch hört' ich's ſo gern von Dir nur noch ein einzigesmal! Es würde mir rührend nachtönen auf meinem Scheidewege und ewig in dem tiefſten Herzen wiederklingen!“

Und ſchon fing Röschen an, nicht wie gewöhnlich in g- ſondern dießmal in dem herzzerreißendern f-moll zu präludiren. Sie ging in as-dur über und weilte dort in einer ſüßen Melodie, die den kurzen ſeligen Umgang mit Wilhelm zu malen ſchien; dann ſchritt ſie fort zu einem langſamen kurzen feierlichen Thema in dem majeſtätiſchen des-dur; und endlich ſank ſie düſter in f-moll zurück und begann das Lied.

Wilhelm lauſchte mit wahrer Andacht der wohlbekannten traurig-ſehnſüchtigen Melodie und der bebenden, aus tiefſtem Herzensgrunge heraufſeufzenden Stimme des holden, heute durch ihren ungewöhnlichen Schmerz ſo ganz eigen verſchönten Röschens. Er hätte ihr jeden ihrer ſeelenvollen Laute vom Munde küſſen mögen. Und als ſie bei der Stelle:

„Nun wein' ich, bis das Herz mir bricht,
Ich finde meine Lina nicht!“

ſang: „Ich finde meinen Wilhelm nicht!“ und ihr dazu die verhaltenen Thränen gewaltſam aus den Augen brachen — da legte Wilhelm ganz leiſe die Hand auf ihre Schulter — bis ſie geendigt hatte — wo er ſie dann ſtürmiſch an ſich preßte und in einem langen Kuſſe ihr Alles einhauchte, was er fühlte. Gern hätte er noch ein wenig allein mit ihr geſprochen; aber jetzt kam Minchen zurück — und zwar mit einem Blättchen Papier.

Sie überreichte es ihm und er las:

Wir ſehn Dich troſtlos von uns gehen,
Dahin iſt unſer kurzes Glück,
Du ſcheideſt — und kein Wiederſehen
Verſpricht uns Dein bewölkter Blick.

Vorbei ſind all' die goldnen Stunden,
Die Du in's Daſeyn uns gewebt,
Sind Augenblicken gleich entſchwunden,
Sind flücht'gen Schatten gleich entſchwebt.

Es löſen ſich die Roſenbande,
Die uns ſo ſüß, ſo kurz vereint;
Du ziehſt dahin in ferne Lande,
Ob Lieb' auch blut'ge Thränen weint.

Du ziehſt dahin — mit düſtern Träumen
Von Wunden und vom frühen Tod,
Der fern von heimathlichen Räumen
Dir in des Lebens Blüthe droht.

Doch nein, noch manche ſchöne Stunde,
Manch frohes Jahr wird Dir noch blühn;
O brächten doch die Wolken Kunde,
Wenn ſie zu uns herüberziehn!

Doch wenn wir auch nichts von Dir hören,
Wenn wir Dich nimmer wiederſehn,
Ob wir auf ewig Dich verlören,
Stets wird Dein Bild im Geiſte ſtehn.

Lebwohl! Lebwohl! Mit tauſend Thränen
Biet' ich noch dieſes Lebwohl Dir;
Du gehſt — und niegeheiltes Sehnen
Brennt ewig in dem Herzen hier!

Wilhelm empfand die lebhafteſte Rührung, als er die einfachen, dem Herzen entquollenen Verſe Minchens las — es fiel ihm in dieſem Augenblicke ſchmerzlich auf die Seele, daß er halb unwillkührlich die ſchöne Heiterkeit eines frohen Mädchens geſtört hatte durch Entzündung eines Gefühls, das ſich nun unbefriedigt in Gram und leerer Sehnſucht abkümmern ſollte.

Er umſchlang Minchen ſanft und wollte ihr liebkoſend danken; doch ſie ſagte: „warten Sie nur noch! das iſt noch nicht Alles! Es fehlt noch etwas — die Melodie! die müſſen Sie auch noch hören!“

„Die Melodie?“ fragte Wilhelm verwundert. „Wer hat denn —“

„Meine Schweſter,“ fiel Minchen ein, „hat eine Muſik dazu erfunden!“

Und nun forderten ſie beide Röschen auf, ihre Melodie zu ſpielen und das Lied zu ſingen, was ſich das wenig muſikaliſche Minchen nicht getraute.

Die Melodie war kunſtlos, aber tiefrührend, und ganz ſo, als ob zu dem Liede keine andere ſeyn könnte. Sie war auch nicht mühſam erdacht worden, ſondern Röschen gleich bei dem erſten Leſen der Verſe einge-

fallen. Röschen sang so, daß es Wilhelm schwer ward, nicht den ganzen Strom seiner gegen sie noch stärkern Empfindung überwallen zu lassen. Aber er mäßigte sich, um Minchen nicht damit zu kränken.

Er bat nun die Mädchen, sich zum letztenmale auf dem Sopha neben ihn zu setzen. Er hatte sie immer erst nach einigem Widerstreben dazu gebracht. Aber heute kamen sie von selbst und so verlebte er in jedem Arme Eine Stunde des Webens in den süßesten, reinsten Empfindungen, von der sich aber nur ein unschuldiger und so idealisch athmender Leser wie Wilhelm, die rechte Vorstellung machen kann.

Endlich kam Böhme. Wilhelm schlüpfte hinauf in sein Zimmer. Sein Herz bebte noch vor Seligkeit — aber auch der Schmerz goß seinen Wermuthsbecher dazwischen — es war ihm unaussprechlich weh, daß ein solcher Abend nie wiederkehren sollte. Vor Allem betrübte es ihn, daß er um Minchens Willen gegen Röschen nicht so warm hatte seyn dürfen, als es seinem Herzen Bedürfniß war. Er fühlte eine unsägliche Sehnsucht, sie noch einmal allein zu sprechen. Lange lauschte er auf dem Saale, ob sie nicht etwa ein Zufall

noch heraufführte. Sie war ihm so niedergeschlagen vorgekommen; gewiß, sie glaubte sich wenig von Wilhelm geliebt; und es war ihm unerträglich, wenn er sie bei dieser falschen Einbildung lassen mußte.

Nach vergeblichem Warten ging er zurück auf sein Zimmer und schrieb noch einen Brief an Lenoren, halb und halb in dem Tone eines ewigen Abschieds. Nur gegen den Schluß, wo er bei nochmaliger Ueberlesung der Zeilen erschrak, daß er sich in seiner melancholischen Schwärmerei so sehr hatte gehen lassen, nahm er eine heitere Wendung und sprach von der Hoffnung des baldigen Wiedersehens, um der ohnehin um ihn bebenden Lenore nicht das Herz zu schwer zu machen.

Es war schon über eilf Uhr und Alles im Hause schlief schon, als an die Hausthür gepocht wurde. Wilhelm blickte aus dem Fenster und horchte. Und da vernahm er, als das Dienstmädchen öffnete, daß eine gute Freundin von Minchen, die sehr krank lag, sie ersuchen ließ, diese Nacht bei ihr zu wachen. Ein Weilchen nachher sah er, wie Minchen mit dem abgeschickten Mädchen aus dem Hause ging, um den Wunsch der Freundin zu erfüllen.

Da fiel ihm etwas ein. Minchen und Röschen ſchliefen gewöhnlich eine Treppe tiefer in einer Kammer allein. Seine Sehnſucht, Röschen vielleicht noch einmal zu ſehen, ließ ihm keine Ruhe. Er zog die Pantoffeln aus und ſchlich leiſe auf den Zehen herab auf den Saal des erſten Stockwerks. Alles war dort ſtill. Jetzt ſtand er vor dem Schlafkämmerchen der Mädchen. Und wahrhaftig, in der Beſtürzung hatte Minchen vergeſſen, die Thür wieder zuzuſchließen; ſie war nur angelehnt. Noch ſtand er ungewiß, ob er's wagen ſollte oder nicht. Aber eine unwiderſtehliche Gewalt trieb ihn hinein. Hell ſchien der volle Mond durch die Fenſter; es war faſt wie am Tage. Behutſam ſchlich er hin nach den zwei Bettchen und ſpähte erſt, ob Minchen auch wirklich nicht da wäre. Und richtig, das vorderſte war leer — und in dem hinterſten dicht am Fenſter lag ſein zärtlich geliebtes Röschen. Um das holde Kind noch deutlicher zu erkennen, zog er leiſe die Roulleaux der Fenſter in die Höh. Sie hörte es nicht.

Und nun lag der zarte Körper des reizendſten, unſchuldigſten Knöspchens von einem Mädchen in ſüßer, bezaubernder Schönheit

vor ihm aufgelöst in des Schlummers erquickenden Balsam. Ganz ohne alle Regung oder Einmischung der Sinnlichkeit konnte ihn der Anblick nicht lassen, als er den bewußtlos entblößten feingeschwellten Busen und die lieblich gerundeten weißen Arme und noch andere schöne Formen des lieben Mädchens in magischer Beleuchtung des Mondlichts sich entgegenlächeln sah; aber sein Gefühl für das unschuldige Kind war doch zu rein und heilig, und seine Stimmung an diesem Abende, wo er so eben auch Lenoren noch geschrieben, zu wehmüthig-fromm, als daß die irdischen Gefühle über die himmlischen hätten die Oberhand erringen sollen.

Er betrachtete das schlummernde Röschen mit namenloser Rührung. Er konnte sich nicht satt sehen an dem süßen Anblick. Selig ließ er sein Auge weilen auf den Zügen des lieblichen, vollblühenden Gesichtchens, das ihm so oft freundlich zugelächelt, auf den Wangen, an die er so oft die seinigen geschmiegt, auf dem Seidenhaar, das er gestreichelt, und auf dem kleinen Purpurmunde, auf den er so manchen brennenden Kuß gedrückt hatte. Näher lauschte er jetzt ihren Athemzügen, die ihn anhauchten mit einem himmlischen Dufte.

Sollte er ſie wecken, oder nicht?

Indem er ſchwankte und ſich ſcheute, ſie zu ſtören, lispelte ſie auf einmal träumend: „ach, Wilhelm, Du liebſt mich nicht! Meine Schweſter iſt die Glückliche!“

Er konnte ſich nicht enthalten, ihr zuzuflüſtern:

„Beſtes Röschen! Ich liebe Dich weit mehr als Deine Schweſter!“

„Es iſt nicht wahr!“ erwiederte ſie, im Traume fortredend.

„Bei Gott!“ ſagte Wilhelm etwas ſtärker, „bei Gott, Röschen, ich liebe Dich mehr!“

Ein ſeliges Lächeln flog über ihr Antlitz, und nach einigen Augenblicken fuhr ſie wieder fort:

„Ach, Deine Küſſe ſind ſo ſüß!“

Darauf drückte Wilhelm ſanft ſeine Lippen auf die ihrigen. Sie ſtreckte die Arme aus und hielt ihn umfaßt; doch erwachend und jetzt über eine Kühnheit erſchreckend, die nur der Traum ihr einflößte, fuhr ſie jetzt mit einem Schrei zurück.

Wilhelm war außer ſich. Wenn es jemand gehört hätte! Doch es blieb Alles ſtill. Und nun machte er Röschen begreiflich, was ihn bewogen, ſie noch einmal zu ſehen. Er wollte ihr nur ſagen, daß er ſie noch mehr liebe, als Minchen. Sie machte ihm zwar Vorwürfe über ſeine Freiheit und wollte vor Schaam vergehen; aber die Liebe ſiegte doch über das Anſträuben der mädchenhaften Schüchternheit. Sie war nicht vermögend, dem ſo herzlich liebkoſenden Jüngling, der ihr ſo theuer war, ernſtlich zu zürnen. Sie hatte von ihm geträumt, ſie hatte ſich nach ihm ſo unendlich geſehnt, und es war die allerletzte Stunde ſeiner Gegenwart — dazu ſtimmte ſie die ſchöne Mondnacht ſo weich und ſchmelzend, daß ſie ganz Hingebung war, ja ſogar, heute faſt zum erſtenmal, ihn ſelbſt umſchlang, küßte und ſeine Liebkoſungen erwiederte.

Meine Feder hätte viel zu thun, wenn ſie alle Abwechſelungen der zärtlichen Scene zwiſchen Wilhelm und Röschen bis an ein Ziel hin verfolgen wollte, das Wilhelm noch nie, und auch dießmal nicht, überſchritt.

Und deßhalb ſchlief er, als er wieder hinauf war, friedlich und ſanft, ohne eine Reue

und Unruhe, die ihm keinen Schlummer gegönnt haben würde, wenn sein Gewissen ihm des Verbrechens anklagen mußte, eine reine Seele verführt, eine keusche Rose entblättert zu haben.

Zwanzigstes Capitel.

Die Prager Schlacht.

Es war am 5. Mai des Jahres 1757 schon tief in der Nacht, als Friedrich noch mit seinen versammelten Generalen im Zelte saß und über die Operationen des künftigen Tages berathschlagte. Die Hauptstadt Böhmens lag vor ihm und es kam nun auf eine glückliche Schlacht an, um die Macht Oesterreichs zu brechen, ehe die Bundesgenossen der Kaiserin sich näherten. Diese zu liefern, brannte

des Königs ungeduldige Seele. Vergebens erinnerte man ihn, daß Schwerin noch bei der Armee fehle und erſt gegen Morgen mit ermüdeten Soldaten eintreffen werde; vergebens ſtellte man ihm vor, daß dieſe durch Märſche erſchöpften Körper noch einen Zwiſchentag der Ruhe bedürften; er entgegnete, er habe den Plan einmal im Kopfe, jeder Augenblick ſey koſtbar und die Schlacht bleibe auf morgen beſchloſſen. Der feurige Winterfeld war ganz ſeiner Meinung und ſelbſt der alte Ziethen ließ ſich überreden.

Auch Wilhelm war heute mit in dem Zelte des Königs und lauſchte mit ſtiller Bewunderung auf alle ſeine Worte.

„Wir werden noch lange kämpfen müſſen,“ hob der König jetzt an, „ehe wir zur Ruhe gelangen. Städte werden ſich in Aſchenhaufen wandeln und geſegnete Länder in Wüſten — und Jahre werden vergehen, ehe der Friede wiederkehren mag. Mein Blick ſchaut in eine bange, düſtere Zukunft. Aber die Größe der Gefahren muß unſern Muth verdoppeln. Ich habe die Ehre, Helden anzuführen, mit denen ich ſchon mehrmals die Uebermacht beſiegte. Unſerer Feinde ſind viele; Oeſterreicher, Ruſſen, Franzoſen, Schweden und ſelbſt

die Fürsten Deutschlands stürmen auf uns ein; aber sie zu bändigen, ist nicht unmöglich. Sind sie stark an Zahl, so sind wir es durch Schnelligkeit und Tapferkeit; sind sie viele Menschen, so sind wir viele Männer; zagen sie bei der Erinnerung der schon erlittenen Niederlagen, so befeuert uns die Hoffnung und Zuversicht nach bereits erkämpften Siegen. Sind sie uns vereinigt überlegen, so steht uns der Ausweg offen, ihre Verbindung zu verhüten und sie einzeln zu vernichten. Ja, ist auch rings der Horizont voll Ungewitter, ich bebe nicht. Ich bin mir keines Frevels, keiner Eroberungssucht, keiner länderstürmenden Habgier bewußt; es ist nur mein angeerbtes Eigenthum, mein theures Schlesien, das ich erkämpfen und nach dessen Erlangung ich die Waffen gern niederlegen will. Werdet Ihr treu bei mir ausharren bis zu diesem Ziele? Werdet Ihr Euern König nie verlassen? Und alle, diese Feinde endlich von uns überwunden! — Ha großer Gedanke! — wollt Ihr Euch unsterbliche Lorbeeren erringen?"

„Wir wollen's! Wir verlassen Friedrich nie! Blut und Leben für unsern König! fielen die Generale mit einer Stimme ein.

Friedrichs Auge blitzte kühn und freudig,

als er diese Antwort seiner Helden hörte. Und als er dann von Alexander, Hannibal, Scipio, Cäsar und andern großen Männern der Vorzeit sprach, da zeigte er so klar, daß er ihr Blut in sich fühlte und daß ihr Genius in ihm lebte, nur zu noch höherer Reinheit geläutert durch sein großes, herrliches Gemüth. Wilhelm fühlte sich von hoher Begeisterung fortgerissen, als die Worte des großen Mannes wie Blitze in seine Seele schlugen und all die andern umher ergriffen mit entflammender Gewalt. Nur das Eine betrübte ihn, daß Friedrich, als das Gespräch auf die Franzosen kam, bedauerte, gegen eine Nation fechten zu müssen, die er blind bewunderte und weit über die deutsche erhob. Der mit zugegene ächt deutsch gesinnte, von Vaterlandsliebe glühende Kleist erlaubte sich, etwas frei eine entgegengesetzte Meinung über die Franzosen auszusprechen. Sonst gefiel dem Könige Offenheit an seinen Leuten; aber Kleist bekam dießmal eine finstere Miene. Er ließ sich nicht schrecken, und da er des Königs Vorliebe für französische Sprache und Literatur kannte, so gab er zu, daß die Schriftsteller und Schöngeister der Franzosen allerdings einen hohen Grad von Achtung verdienen möchten, machte je-

doch dabei den König auf einen Leſſing, Klopſtock und ſo manche andere erwachende deutſche Talente aufmerkſam, die einen höhern Schwung nähmen und wohl die Nachbarn jenſeit des Rheines überflügeln würden. Doch Friedrich, der einmal ein Vorurtheil gegen die vaterländiſchen Dichter hegte, die er nicht kannte und alle nach dem ihm einmal vorgeſtellten Gottſched beurtheilte. — Friedrich mochte nichts von dieſen Genie's wiſſen, und brach die Unterhaltung ab. Um ſich zu der Arbeit des nächſten Tages zu ſtärken, begab man ſich jetzt zur Ruhe.

Wilhelm jedoch fühlte noch keine Müdigkeit und unternahm es daher nach Ziethens Wunſch, die ausgeſtellten Vorpoſten noch einmal zu viſitiren. Als er dieß Geſchäft vollendet hatte, befiel ihn ein eigner Hang, noch weiter in's freie Feld hinaus zu ſchweifen, wozu ihn beſonders die Anmuth der warmen Frühlingsmondnacht verlockte. Es that ihm wohl, einmal ganz abgeſondert von dem toſenden Gewühl der Armee ſich ſelbſt nachhängen zu können. Sein Pferd hatte er bei der äußerſten Feldwacht an einen Baum gebunden, und ſo wandelte er jetzt unter dem lebhaften Spiel ſeiner Phantaſie

auf den Weg wenig achtend, ziemlich regellos die unbekannten Pfade dahin. Er dachte an Lenoren, an Minchen und Röschen und so manche frohe Bilder seines Lebens schwebten an seinem Geiste vorüber. Aber auch seine düstern Ahnungen fanden sich wieder ein und setzten sich mit jenen Lichtgestalten in einen desto schwärzern Contrast. Und besonders war es jetzt jene Erscheinung auf dem Kirchhofe, als er zum letztenmale Lenoren besuchte, die in seiner Erinnerung zu neuem Leben erwachte. Er suchte den Gedanken an sie durch andere Vorstellungen zu verbannen; aber immer kehrte sie wieder zurück und drängte sich seiner Seele wider Willen auf. Es wurde ihm dabei ein wenig bange, als er sich jetzt mit einemmale ganz vom Heere entfernt und auf freier Flur allein sah. Doch fühlte er auch wieder einen sonderbaren, übermüthigen Drang, der ihn höhnenden unheimlichen Macht Trotz zu bieten. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß, wenn man sich zur Nachtzeit allein im freien Felde befände und dort laut dreimal seinen eignen Namen rufe, man dann sich selbst erscheine. Dabei dachte er freilich auch an den Aberglauben, daß eine Selbsterscheinung dieser Art für den, welchem sie begegne, den

Tod bedeute. Indeſſen irrte ihn dieß nicht. Es war ihm, als könnte er zu keiner Ruhe gelangen, bevor er nicht das Experiment als wahr oder trüglich erkannt hätte. Noch beſann er ſich einige Augenblicke; denn es wollte ihn bedünken, als ob es ſündlich wäre einen Verſuch dieſer Art zu machen und eine unbekannte Macht gleichſam herauszufordern. Doch auf einmal, indem er ſo ſchwankend daſtand und überlegen wollte, ob er's thun ſollte oder nicht, fühlte er ſich von jenem Wahnſinn hingeriſſen, der uns zuweilen in der ängſtlichſten Stimmung mit überkühner Vermeſſenheit erfüllt, und von ſeinem Lippen ſchallte es halb unwillkührlich: „Treunfels!“ „Treunfels!“ antwortete es ihm dumpf und matt aus der Ferne, ob ein Echo oder was ſonſt, das wußte er nicht; aber deutlich hörte ſein Ohr den fremden Laut — es war keine Täuſchung. Wilhelm ſchrack zuſammen. Er beſaß den Muth eine Batterie zu ſtürmen; aber vor dieſer geiſterhaften Macht fühlte er ſein Herz erbeben. Und doch war es ihm, als wäre er nun ſchon der fremden Gewalt verfallen und als müſſe er einen zweiten Ruf hinüberſenden. Und dieß beſchloß er zu thun, es möchte werden, was da wollte. So rief er denn aber-

mals laut: „Treunfels!“ Und „Treunfels!“ tönte es wieder, weit näher und ſtärker als das erſtemal, und dieſer Ton verlor ſich wie in eine Art von wehklagendem Geheul. Wilhelm erbebte für einen Moment. Aber nur für einen denn in dem nächſten rief er ſchon zum drittenmale laut: „Treunfels!“

Mit Donnerſtimme erklangs dicht vor ihm: „Treunfels!“ und — entſetzlicher Anblick! er ſah im hellen Scheine des Mondes ſein eigenes Bild ſich gegenüber. Ein kalter Schauder durchrann ſein innerſtes Mark. Regungslos vor Schreck ſtand er eine Weile da und ſtarrte die unheimliche Erſcheinung an; auch dieſe bewegte ſich nicht und ſchien ſeine Anrede nach Geiſterart zu erwarten. Wilhelm fühlte ſeine Zunge wie gelähmt. Endlich raffte er ſich zuſammen und frug: „Wer biſt Du?“

„Ich bin Du ſelbſt!“ war die Antwort; und ſeltſam! es war ihm wirklich, als ob dieſe Erwiederung des Doppeltgängers wie aus ihm ſelbſt hervorkäme, ja als ob ſich ſogar ſeine Zunge dabei mit bewegte, und er hätte die Rede ſich ſelbſt zugeſchrieben, wenn nicht zu deutlich das ſchreckliche Bild außer ihm dageſtanden hätte.

„Was bringſt Du mir?“ frug Wilhelm von neuem.

„Unheil!“ war des Doppeltgängers kurze Antwort.

„Sag es deutlicher!“ verſetzte Wilhelm.

„Tod!“ erwiederte der Einſilbige.

„Es iſt nicht wahr! Du lügſt!“ ſchrie Wilhelm ihn an.

„In der morgenden Schlacht wirſt Du fallen!“ murmelte dumpf Wilhelms Ebenbild.

Wüthend riß jetzt Wilhelm ſeinen Degen aus der Scheide und hieb mit dem Ausruf: „Blendwerk der Hölle!“ auf den Doppeltgänger ein.

Hahahahaha!“ gellte deſſen Hohngelächter und — mit einemmale war er verſchwunden.

Verwundert ſtarrte Wilhelm auf die Stelle, wo ihm die ſchreckliche Erſcheinung gegenüber geſtanden hatte und wußte nicht, ob er ſie für einen wirklichen geſpenſtiſchen Beſuch, oder für eine nach phyſikaliſchen Regeln erfolgte Luftabſpiegelung, oder für eine bloße Täuſchung ſeiner Phantaſie halten ſollte. Aber er

hatte ſie zu klar vor Augen geſehn, er hatte zu deutlich ihre Stimme gehört — genug er zweifelte nicht länger, daß es ein wirklicher Doppeltgänger geweſen wäre.

Wir geſtehen, daß wir nicht fähig ſind, die Sache zu entſcheiden. Und ob wir wohl ſehr wenig geneigt ſind, an Geſpenſter zu glauben oder gar den Glauben an ſie zu verbreiten, ſo bietet doch das Leben zuweilen frappante Erſcheinungen dar, die ganz zu enträthſeln uns nicht gelingen will, und wo Illuſionen der Einbildungskraft anzunehmen kaum gut möglich iſt. Auch iſt eine Luftabſpiegelung dieſer Art etwas ſo Seltenes, daß es auffallend ſchiene, wenn ſie Wilhelmen in kurzer Zeit an verſchiedenen Orten zweimal hinter einander vorgekommen ſeyn ſollte. Doch der Dichter ſoll ja die Geiſter nicht entlarven und zu proſaiſchen Weſen herabziehen; alſo enthalten wir uns aller weiterer Erklärungen über den Doppeltgänger.

Wilhelmen war jetzt mit einemmale ſein nächtliches Luſtwandeln verleidet. Ein ahnungsvolles, ſchreckhaftes Weſen herrſchte in ſeiner Seele. In jedem am Wege ſtehenden Baume oder Dornſtrauch befürchtete er das

ſchauerliche Gebild wieder zu erblicken. Er eilte deßhalb mit raſchen Schritten zurück zu dem Heere, allwo angelangt, er ſich den Armen des Schlummers übergab.

Der Morgen des 6. Mai begann zu dämmern. Noch ruhten die ermatteten Krieger — aber als die Röthe des jungen Tages heller und heller in Oſten hervorbrach, da ward es auch allgemach reger und reger in dem Heere — und da die Sonne rein und unbewölkt ſich erhob, um das bevorſtehende große Schauſpiel des Tages zu ſehen, da zeigte ſich Alles in voller Thätigkeit. Man wartete jetzt nur noch auf die Ankunft Schwerins, um den Angriff zu beginnen. Der alte Feldmarſchall erſchien endlich, wurde mit Jubel begrüßt und es ſollte nun ſogleich gegen den Feind aufgebrochen werden.

„Man muthet uns viel zu,“ ſagte er; „wir ſind von einem langen Marſche erſchöpft und ſehnen uns nach einem Raſttage. Auch wird dieſer in ſo fern rathſam ſeyn, als wir das Schlachtfeld noch nicht genau kennen. Die Uebereilung könnte uns viel ſchaden.

Friedrich jedoch wollte von keinem Aufſchub wiſſen und ließ ſich mit Mühe bereden,

nur so lange zu warten, bis man das Terrain und die Stellung der Feinde noch einmal rekognoszirt hätte. Um dieß schnell abzuthun, ritt Friedrich selbst mit Schwerin und Winterfeld aus. Bald brachten sie die nochmalige Bestätigung des schon gestern Erkundeten zurück. Schwerin hatte sich nun selbst überzeugt, daß ein Angriff gewagt werden konnte. Das österreichische Heer stand jenseit der Stadt Prag auf den Bergen und war zwar bei einer natürlich festen Stellung noch obendrein stark verschanzt; aber vor dem rechten Flügel ihrer Armee sah man ebene, grüne Wiesen, wodurch er den Feinden bloßgestellt erschien. Leider irrte man sich, denn was man für Wiesen hielt, das waren mit Gras überwachsene Moräste und abgelassene Teiche, die man mit Hafer besäet hatte und nach der Erndte wieder als Fischteiche benutzen wollte. Dort befanden sich nur schmale Dämme und bloße Wege, über welche die Soldaten nur einzeln passiren konnten. Davon wußte man aber nichts, und obgleich Schwerin nochmals den Rath gab, die Schlacht bis morgen zu verschieben, so wich er doch endlich dem Dringen des Königs und des stürmischen Winterfeld. Im dreiundsiebzigsten

Jahre noch glühend von Jugendfeuer, rief er jetzt aus, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geſchlagen werden, ſo will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn vor mir ſehe!“

Aber auch an der günſtigen Stelle hatte ſich Gefahr eingefunden. Denn durch die Vorſicht des öſterreichiſchen Generals Brown war dort die Maſſe der Reiterei verſtärkt worden, ſo daß zu befürchten ſtand, ſie würde die preußiſche überflügeln. Das Fußvolk dagegen war genöthigt, auf ſchmalen Fußpfaden Mann für Mann die Berge zu erſteigen, und wurde oben von einem fürchterlichen Kartätſchenfeuer erwartet.

Trotz dem rückte das preußiſche Heer vor. Unendliche Beſchwerden koſtete es, die ſumpfigen Wieſen zu paſſiren; einige Regimenter ſanken bis an die Knie in Schlamm und Waſſer. Doch einer half dem andern ſich herausarbeiten und alle ſprachen ſich gegenſeitig Muth ein. Mehrere Kanonen mußten hier zurückgelaſſen werden.

Endlich Mittags um ein Uhr hatte man die Moräſte glücklich überwunden und nun ſtig

die preußiſche Armee an, ſich zu formiren. Ohne weiteres Zögern griff ſie den Feind an, der ſie mit einem mörderiſchen Donner des Geſchützes begrüßte. Fortwährend ſanken ganze Reihen darnieder; alles Anſtürmen war vergebens; jede Beſtrebung der Tapferkeit wurde vereitelt. Ein großer Theil des Regiments Winterfeld wurde von einer Batterie, die es erobern wollte, zu Boden geſtreckt. Jetzt rückte das Grenadier-Bataillon Werden vor, mit dem Ausruf: „Kameraden! laßt uns heran; Ihr habt Ehre genug!“ Auf den Befehl des Königs ſollte man, ohne zu ſchießen, mit gefälltem Bajonet angreifen; doch die öſterreichiſchen Batterien ſpien ein ſo fürchterliches und verheerendes Feuer aus, daß mehrere preußiſche Regimenter zum Weichen gebracht wurden. Schon drohte die Beſtürzung und Unordnung allgemein zu werden. Da ſtellte ſich der alte Schwerin an die Spitze ſeines Regiments, ſtieg vom Pferde, ergriff ſelbſt eine Fahne und ſtürzte ſich mit dem Zuruf: „Heran, meine Kinder!“ den Feuerſchlünden entgegen. Alles wurde durch ſein Beiſpiel von Begeiſterung fort- und ihm nachgeriſſen. Auch Wilhelm drang an ſeiner Seite mit vorwärts. Aber mit einemmale, nachdem der greiſe Feld-

marſchall kaum zwölf Schritte gethan, ſank er von vier Kartätſchenkugeln durchbohrt, dahin. Jetzt nahm der General Manteufel die Fahne aus ſeiner blutenden Hand; mehrere Generale folgten dem ihnen von Schwerin gegebenem Beiſpiele und führten ihre Leute zu Fuß an. Selbſt der Prinz Heinrich that dieß, und die entflammten Soldaten folgten, jeden Gedanken an Gefahr vergeſſend. Mehrere von den heldenmüthigen Anführern fanden ihren Untergang, und auch — unſern Wilhelm traf dieſes Loos. Eine Kartätſchenkugel, die ihm gerade in's Herz drang, machte ſeinem Leben augenblicklich ein Ende.

Jetzt hatte der Prinz Heinrich die Batterie erſtiegen und die Oeſterreicher mußten vor ihm bis zu ihren Zelten zurückweichen. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig dagegen griff ihren noch feſtſtehenden linken Flügel an, trieb dort den Feind von Berge zu Berge und ſo glückte es ihm, ſieben Schanzen zu erobern. Hierauf drang Friedrich in den Zwiſchenraum der getrennten und in Unordnung gebrachten feindlichen Flügel und zerſpaltete die öſterreichiſche Armee in zwei Theile, von denen der eine entfloh und der andere in die Stadt Prag ſich rettete.

Jetzt war die Schlacht entſchieden. Friedrich hatte mit 16,500 Mann an Todten und Verwundeten und mit dem Fall des von ihm beweinten Schwerin den Sieg erkauft; die geſchlagenen Oeſterreicher dagegen zählten der Todten und Verwundeten 19,000, unter denen ihr von einer Kugel tödtlich getroffener Feldmarſchall Brown ſich befand.

Jedoch da es nicht in unſerm Plane liegen kann, eine Schilderung von dem weitern Verlaufe des ſiebenjährigen Krieges zu geben; ſo brechen wir die hier eingeflochtene Skizze ab, um im nächſten Capitel zu Lenoren zurückzukehren.

Ein- und zwanzigstes Capitel.

Untreu oder todt?

Lenore hoffte von Tag zu Tage auf einen Brief von Wilhelm. Aber immer wollte keiner kommen. Sie wußte endlich nicht mehr, was sie denken sollte. Ihre unruhige Seele stellte sich alle mögliche Fälle vor. Er konnte ein anderes Mädchen gefunden, sein ganzes Herz dieser zugewendet, und sie vergessen haben. Das war ihr der bitterste Gedanke. Aber nein, ihr Zutrauen zu Wilhelm war so fest und so grenzenlos, daß sie eher jede andere Ursache als Untreue anzunehmen sich geneigt fühlte. Gewiß, er hatte geschrieben; aber der Brief war verloren gegangen bei dem unsichern Gange der Posten zu einer Zeit, wo die Feinde ganz Deutschland überschwemmten.

Sie gab sich zufrieden und wartete wieder vier, sechs, acht Wochen; aber was sollte sie nun denken? Ging es mit dem zweiten Briefe auch so, ach ging es mit allen so, wie mit dem

erſten? Nun wurde es ihr doch beinahe gewiß, daß er nicht mehr ſchrieb, aber warum nicht, das vermochte ſie nicht zu ergründen.

Untreu — oder todt! Dieſe beiden Gedanken zuckten ihr oft fürchterlich durch die Seele. Ihren Schmerz um Wilhelm hatte ſeit der Trennung die Zeit etwas gemäßigt; ſie gedachte ſein mehr mit einer ſtill-wehmüthigen Sehnſucht und tröſtete ſich immer mit der Hoffnung eines vielleicht nicht mehr entfernten Wiederſehens. Dabei hatte der Frühling wohlthätig auf ihr ganzes Weſen eingewirkt. Bei ihrer hohen Empfänglichkeit für die Reize der Natur war öfters ihre Schwermuth verdrängt worden durch ein ſtilles, ſanftes Entzücken, das ſich über ſie ergoß, wenn ſie luſtwandelte über Berg und Thal und die ganze Welt im goldnem Schimmer vor ihr lag. Süße Erinnerungen der Vergangenheit durchflochten ſich magiſch mit ſchönen Träumen von der Zukunft. Hier biſt du ſo oft mit dem Geliebten deiner Seele gewandelt, dachte ſie, wenn ſie an des Fluſſes heimlichem Ufer ging; dort hat euch des Waldeskühl mit innigem Schauer umathmet und die liebebrennenden Buſen balſamiſch erfriſcht; hier hat euch

der selige Abend enger umschlossen, und dort die geheimnißvolle Nacht eurer Seelen Innerstes und Unergründlichstes in einander gewebt; und diese süßen Stellen wirst du nun vielleicht bald wieder mit ihm begrüßen — die entschwundenen Tage werden sich dann herrlich erneuen!

Aber hoffe nur ein Mensch Wiederkehr der Vergangenheit! Er wird sich gewiß betrügen! Die schöne Zeit, in der du so selig warst, die du so gern festhalten und ewig fortgenießen wolltest, die dir aber ein strenges Schicksal vernichtete, o sie kommt nimmer so zurück, wie sie einst war! Die selige Insel der Jugend, deiner ersten Freundschaft, deiner ersten Liebe, du schaust sie nie wieder, wenn der Nachen deines Lebens einmal ihren Ufern entschwebte! Oder siehst du sie auch wieder, so ist sie nicht mehr dieselbe und du bist nicht mehr derselbe, ach und Alles ist so anders und so fremd, daß es dir nicht einmal gefallen will, und noch weniger gefallen will, da du so oft mit Sehnsucht zurückgeblickt und mit der schwärmenden Phantasie Reize hinzugesetzt, die der sonstigen Wirklichkeit fehlten, und noch mehr der jetzigen! Ach, der Dichter hat so Recht, der schmerzvoll ausruft: „in demselben

Fluſſe ſchwimmt man nicht zum zweitenmal!“ Was uns einmal genommen iſt, davon bleibt uns nur die Erinnerung und das unbefriedigte Verlangen! Und ſchiene es durch eine ſeltene Gunſt des Schickſals wiederzukommen, ach ganz, ganz ſo, wie es geweſen iſt, erneut ſich es doch nimmermehr!

O warum tritt dieſe Mauer zwiſchen uns und unſre liebſten Freuden und Menſchen und Orte, nnd ſperrt uns ab von ihnen ſo für alle Ewigkeit? So manche warme Bruſt, ſo manche glühende Herzen, und weiche Arme und liebeblickende Augen und magiſche Roſenbande und Paradieſestage ſind drüben — weit drüben — und der Nachklang himmliſcher Melodien bebt ſeelzerſchmelzend an unſer Ohr — aber wir ſtehen hüben, und Wogen brauſen vor uns und Nebeldüfte drängen ſich vor das hingeheftete Auge — ach, das Meer der Zeit liegt zwiſchen uns und unſerm Himmel — kein Kahn wird uns gewährt — und die beiden Ufer rücken nie zuſammen....

Lenore hatte dieſe Erfahrung noch nicht gemacht. Als ein doch eigentlich von Natur leicht- und froh-athmendes Mädchen entwarf ſie ſich immer lieber die heiterſten Bilder von

der Zukunft, als daß ſie ihren Blick auf die ſchlimmeren Fälle gewendet hätte.

Aber jetzt, wo Wilhelms Briefe aufhörten, das zuweilen wankende Gleichgewicht ihrer Seele herzuſtellen, wo ſie von Poſttag zu Poſttag hoffte, und immer vergebens — wo ſie mehrere Jahre ihres Lebens um nur eine Zeile von ſeiner Hand gegeben hätte — jetzt war die Ruhe ihres Herzens zerſtört. Sie verwünſchte den unglückſeligen Krieg, der ihn von ihr weggeführt hatte — es arbeitete in ihrer bangen und beklommenen Seele eine Angſt, die ſie bei keiner Arbeit bleiben ließ. Langſam, träge, dumpf, bleiern und todt ſchlichen ihr die Tage hin, deren keiner ihr eine Nachricht von Wilhelm brachte.

„Wenn er untreu wäre?“ So fragte ſie manchmal, und der Gedanke ſchnitt wie ein Dolch in ihre Bruſt. „Wenn er untreu wäre! Wenn er in fernem Lande an der Seite einer Andern ſäße, wenn Alles mit dir nur ein leichtſinniges Spiel, wenn ſeine Küſſe nur Sinnenrauſch, ſeine Umarmungen nur Tändelei, ſeine Schwüre Lügen geweſen wären, wenn er nicht mehr ſo dächte, wie er einſt dachte, oder Gott! wenn er vielleicht gar nie-

mals so gedacht hätte, wie er zu denken vorgab!“ — ach, solche Vorstellungen durchwühlten sie mit unerträglichen Schmerzen.

Sie hatte ihm zwar selbst geschrieben, sie würde nicht zürnen, wenn er eine Schönere und Bessere fände und sie liebte — ja das hatte sie in wehmüthiger und offener Ueberwallung geschrieben, damals, als auch er offen gegen sie gewesen war und ihr von dem Umgange mit Minchen und Röschen erzählt hatte. Damals mißtraute sie ihm auch weniger, weil er sich aussprach und sein Brief an sie dabei voll zärtlicher Gluth war; aber jetzt, wo er schwieg, erwachte ihr Argwohn. Daß er ganz verstummte, daß er zum erstenmale heimlich mit sich that, das erweckte ihr erst beunruhigende Gedanken.

Noch nie hatte sie die Quaal der Eifersucht empfunden, die sie jetzt anfiel mit all ihrer verzehrenden Gewalt. Tag und Nacht kreuzten sich in ihrer Seele Vorstellungen von dem unbekannten Gegenstande seiner Liebe, von seiner Zärtlichkeit gegen die Glückliche, der es sein Herz an sich zu reißen gelungen, von ihrer eignen Gegenwart voll Elend und Harm und einer gleichen vor ihrem Blick sich fürchterlich ausdehnenden Zukunft.

Weder Muſik, noch ein Buch, noch ein Spaziergang, noch Geſellſchaft vermochte ſie zu erheitern oder zu tröſten, ja ſelbſt die herzlichſten, liebevollſten Worte ihres braven Vaters und ihrer noch nachfühlendern Mutter, denen ſie ihren Kummer verbergen wollte, die ſie aber gar wohl durchſchauten, ſelbſt dieſe Bemühungen der nächſten, theuerſten Menſchen, der ihr einziges Kind zärtlich liebenden Eltern, ſcheiterten an Lenorens entſchiedener Richtung zu Schmerz und Melancholie.

„Aber wenn er nun todt, wenn er in der Schlacht gefallen, und dieß die Urſache ſeines Schweigens wäre!“ dachte ſie wieder manchmal. Der Gedanke: „Wilhelm todt!“ fiel zwar wie ein zerſchmetternder Fels auf ihre Seele; aber er zerfleiſchte und durchbohrte und zerquälte ſie doch nicht ſo wie der andere: „Wilhelm untreu!“ Beides war ihr ſchrecklich, aber das Letztere tauſendmal ſchrecklicher als das Erſtere!

Indeß zuweilen kehrte ihr doch die Hoffnung zurück. Wenn man in einer beängſtigenden Ungewißheit ſchwebt, wenn man zwei fürchterliche Möglichkeiten vor ſich ſieht, die eine dritte und freudige ausſchließen; ſo ent-

wirft man ſich doch dann öfters ein unbeſtimmtes Bild von einer ſolchen dritten, und denkt ſich eine Kette von Verfügungen und Umſtänden, man weiß ſelbſt nicht von welchen, durch die doch noch unſer Glück gerettet werden könnte.

Und ſo auch Lenore. Nachdem ſie ſich eine Zeitlang mit den Einbildungen der Eiferſucht herumgeſchlagen, erhob ſich ſiegend endlich wieder das gute Zutrauen zu Wilhelm und ſie glaubte ihn entweder todt, oder — (und das war ihr gewiſſer, weil ſie es wünſchte) durch irgend eine Art von Schickung verhindert, ihr zu ſchreiben. Sie konnte ſich davon eigentlich keine recht klare Vorſtellung machen und nahm dieß mehr bloß ſo in's Unbeſtimmte hin an. Denn hätte er in einem fremden Lande auch in einem Kerker als Gefangener geſeſſen, ſollte er es dann nicht haben möglich machen können, ein Zeichen ſeines Lebens und Andenkens an ſie gelangen zu laſſen? Liebe durchbricht ja eiſerne Pforten und Schlöſſer und findet den Weg über Berge und Meere; Liebe ſpottet ja aller Hinderniſſe und macht Unmöglichkeiten möglich! Aber Lenore war nun einmal jetzt wieder entſchieden günſtig für ihn geſtimmt, und das um ſo mehr, da

sie wußte, daß auch der Major von Treunfels vergebens auf einen Brief von seinem Sohne hoffte. Dem Vater hätte er doch schreiben können und würde ihm gewiß geschrieben haben, wenn ihn nicht ein äußerer Umstand davon abhielte, der sich hier nicht in einem Liebesverhältnisse suchen ließ. Genug Untreue konnte der Grund seines Stillschweigens nicht seyn; das war ihr jetzt ausgemacht.

Begierig fiel sie jedesmal über die neusten Zeitungen her und spähete jede Zeile nach seinem Namen durch; aber nie und nirgends entdeckte sie ihn. Mit bangen Ahnungen nahm sie allemal die Blätter zur Hand, wenn sie von Schlachten wie bei Zorndorf, Hochkirch, Kunnersdorf, Liegnitz und Torgau Nachricht gaben. Unter den Tausenden, die da das mörderische Feuer der Batterien zu Boden streckte, ach, wie leicht konnte da nicht ihr Wilhelm seyn! Unter der oft großen Zahl der gefallenen Offiziere, wie leicht konnte er sich da nicht auch befinden!

So schlich ihr die lange, lange Zeit hin in fortwährender Besorgniß und unerträglicher Unruhe. Oft wünschte sie, daß sich der Schauplatz des Krieges einmal in die Nähe ihres

Dörfchens wenden möchte, um nur vielleicht etwas zu erkundschaften; aber nur Russen und Franzosen erschreckten einigemal das stille Thal ihrer Heimath, ohne daß sich preußische Krieger sehen ließen.

Trotz ihrem geheimen Kummer um Wilhelm blühte sie doch immer schöner und schöner empor, und eine große Zahl von Freiern versuchte ihr Glück bei dem Mädchen, deren Liebenswürdigkeit und Reize alle Herzen mit siegender Gewalt nach sich zogen. Aber sie zeigte sich allen Verbindungen entschieden abgeneigt. Selbst der Conrektor Günther, dem sie wegen seiner edeln Eigenschaften und Kenntnisse ihre wärmste Achtung nicht versagen konnte, selbst dieser erfuhr bei wiederholten Anfragen die vorige Ablehnung.

Vater und Mutter stellten ihrer Tochter die Thorheit vor, so hartnäckig an einem Gegenstande festzuhalten, der jetzt mehr als je für sie verloren schien. „Worauf willst Du noch warten und was gedenkst Du zu erharren? sagten sie oft ärgerlich. Deine schönsten

Jahre vergehen, und der beste Zeitpunkt, Dein Glück zu machen, kehrt nicht wieder!“ Und dann schlugen sie ihr den und jenen vor; aber sie antwartete nur mit stillem Kopfschütteln und bittendem, schmerzlich wehmüthigem Lächeln. Denn sie war unerschütterlich entschlossen, Wilhelmen ihr Herz treu zu bewahren.

Zwei- und zwanzigstes Capitel.

Der Friede.

Endlich hatte das Ungewitter des Krieges ausgetobt und der langersehnte Friede kehrte wieder. Friedrich hatte den großen Kampf um Schlesien heldenmüthig durchgekämpft, er stand da, mit ewigblühenden Lorbeeren gekrönt, ungebeugt, in voller Kraft, furchtbar seinen Feinden, und gepriesen und bewundert durch alle Länder. Der Hartnäckigkeit der Kaiserin hatte er Standhaftigkeit entgegengesetzt, und bei einer ungleichen, mehrmals niedergedrückten Macht immer seine Seelenstärke und Geistesgröße bewahrend, sah er sich nun an dem Ziel seines Strebens, indem das erschöpfte Oesterreich ihm den Besitz von Schlesien nicht länger streitig machen konnte.

Fröhlich, mit Sang und Klang, und mit grünen Reisern geschmückt zogen die Heere

der Soldaten in ihre Heimath zurück. Mit klopfenden Herzen eilten die Angehörigen den Kommenden entgegen. „Gottlob!“ und „Willkommen!“ tönte es überall. Gattin und Kinder sanken in die Arme des langentfernten Vaters; Schwestern flogen den Bruder an die Brust, und Bräute schlangen sich um den Hals des Geliebten.

Alt und Jung drängte sich nach der Straße hinaus, um das frohe Schauspiel mit anzusehen. Auch Lenore fehlte nicht. Keine Macht der Erde hätte sie zurückgehalten. Denn ihr war nichts gewisser, als daß auch ihr Wilhelm unter den Wiederkehrenden sich befinden müßte. Alle ihre Besorgnisse waren verschwunden; die Hoffnung hatte gesiegt; das Gefühl der ungeduldigen, stürmischen Erwartung zitterte durch ihren Busen.

Scharf faßte sie jeden Einzelnen in's Auge; sie lief am Zuge auf und ab, und frug auch nach Wilhelm von Treunfels; aber wie sehr sie spähte, sie entdeckte ihn nicht, und auch

Niemand konnte ihr etwas von ihm ſagen. Einige erinnerten ſich zwar dunkel an ihn, aber ſie hatten ihn lange nicht geſehen, und wußten nicht was aus ihm geworden war. So wallte das Heer vor ihr dahin; nur Wenige waren noch übrig, und endlich war Alles vorüber.

In das Gefühl einer ſchrecklichen Dumpfheit verloren ſtand Lenore eine Weile da und ſtarrte dem jubelnden Zuge nach. Es flimmerte ihr vor den Augen, all ihre Sinne waren ihr vergangen. Und als nun die Menſchen ſich verlaufen hatten und ſie ſich mit ihrer Mutter allein befand, da ſchoß ein heißer Thränenſtrom von ihren Wangen, ſie zerraufte ſich das Haar und warf ſich mit Gebehrden der Verzweiflung zu Boden.

Der weichfühlenden, theilnehmenden Mutter ſchnitt der Anblick ihres Schmerzes in die Seele. Sie hob ſie auf, ſchloß ſie in die Arme und fragte: „ach mein Kind, was haſt Du? Was iſt mit Dir?“

„O Mutter, hin iſt hin! und todt iſt todt! war ihre Antwort. „Alles iſt verloren! Der Himmel hat kein Erbarmen! Wehe mir!“

Die Mutter verwies ihr dieſe Aeußerungen der Verzweiflung als eine Verſündigung am Himmel, in deſſen Rathſchlüſſe man ſich mit duldender Ergebung fügen müſſe und rieth ihr, durch ein Gebet ihre Seele zu ſtärken.

„Ach, Mutter, Mutter! Gott hat an mir nicht wohlgethan! Was ſoll ich beten? Was richt' ich damit aus? Werden ihn meine Gebete aus dem Grabe erwecken?“

„Aber Du weißt ja doch nicht, ob er todt iſt,“ entgegnete die Mutter; „es kann ihn ja nur Krankheit oder ſonſt ein ähnlicher Umſtand um einige Tage verzögern. Oder geſetzt auch, er käme nicht zurück, denke Dir einmal den Fall, daß er etwa im fremden Lande ſeinen Glauben abgeſchworen und ein lockendes Ehebündniß geſchloſſen hätte! Stelle Dir vor, wenn er nun zu den Oeſterreichern übergegangen, eine Andere ſich er-

wählt und Dir untreu geworden wäre, verdiente er dann, daß Du Dich um ihn betrübteſt, wäre er Deiner Thränen werth? Ja, Lenore, denke Dir ihn untreu und es wird Dir leichter werden, ihn zu vergeſſen! Laß ihn fahren!"

„O Mutter, untreu! untreu! das gerade wäre das Schrecklichſte! Das würde mich noch weniger tröſten! Aber er iſt nicht untreu! Er iſt todt! todt! Er iſt ewig für mich dahin! Ach wär' ich nimmer geboren! Nähme Gott auch mir das Leben!"

„Rede doch nicht ſo ſündlich, Kind! Vergiß Dein irdiſch Leiden und verehre Gottes unergründlichen Rathſchluß! Er weiß ja am beſten, was zu Deiner wahren Seligkeit dient!"

„Was iſt Seligkeit! Nur bei ihm iſt Seligkeit! Und ohne ihn Hölle! Ohne ihn mag und kann ich nicht ſelig ſeyn, weder hier, noch dort in der andern Welt!"

So rechtete sie und haderte mit Gottes Vorsehung fort den ganzen Tag. Immer hatte sie gegen den Vater sich gestellt, als ob sie an Wilhelm gar nicht mehr dächte; aber jetzt in ihrer Verzweiflung war sie nicht länger fähig, was ihre ganze Seele erfüllte und erschütterte, zurückzuhalten.

Erhard wandte alle Trostgründe und Ermahnungen der Religion an, um seine Tochter zur Vernunft zu bringen. Aber was richtet der Verstand gegen die Leidenschaft aus? Sie blieb taub gegen alle seine Vorstellungen und weinte und jammerte unablässig fort. Das verdroß den Vater und er beschloß, da er auf sanftem Wege nichts ausrichtete, durch eine gewaltsame Art der Sache eine andere Wendung zu geben. Noch mehr wurde er in seinen Gedanken bestärkt, als er von dem alten Major von Treunfels jetzt ein Billetchen erhielt, das folgendermaßen lautete:

„Lieber Herr Pastor,

Sie werden sich unseres längst verabredeten Planes entsinnen, dessen

Ausführung bei veränderten Umständen bis jetzt Aufschub erleiden durfte. So lange mein Sohn durch den Krieg fern gehalten wurde, war es nicht nöthig, Ihre Tochter zu vermählen. Und ich habe zwar sehr lange von Wilhelm keine Nachricht, aber ich hoffe doch, er wird bald selbst bei mir eintreffen. In so fern wäre es mir nun sehr lieb, wenn Sie eiligst Ihre Tochter zu einer Heirath vermöchten, damit bei seiner Wiederkunft nicht neue Unannehmlichkeiten für uns entstehen. Denn sieht er das Mädchen wieder und ist sie noch frei, so ist nichts gewisser, als daß seine tolle Leidenschaft wieder erwachen wird; findet er sie dagegen verehelicht, so trifft er auf eine unübersteigliche Mauer und wird sie sich aus dem Sinne schlagen. Ist Ihnen das Glück un-

ferer beiderſeitigen Kinder lieb, ſo bitte ich Sie, erfüllen Sie den Wunſch Ihres Sie aufrichtig verehrenden und liebenden

von Treunfels.“

Dieſer Brief beſtärkte den Pfarrer in dem Vorſatz, ſeine Tochter ſo ſchnell als möglich zu vermählen.

Nachmittags kam der Major ſelbſt zu Erhard, um den einſtweilen auf die Abſicht ſeines Beſuchs Vorbereiteten im Falle eines noch zögernden Beſinnens und Bedenkens zu eiligſter Betreibung der vorgeſchlagenen Maaßregel anzuſpornen. In der That hatte der Pfarrer mit dem Zuſtande ſeiner Tochter Mitleiden gefühlt und es noch nicht über ſich bringen können, ihr ſeinen Willen vorzutragen. Auch war ihm die weichere Mutter dazwiſchengekommen, und auf die Aeußerung ihrer Beſorgniſſe und ihre ſanften Bitten hatte er Lenoren in Ruhe gelaſſen. Aber die Unterredung mit dem alten Treunfels änderte ſeine

Stimmung und regte seinen Zorn wieder auf. Zwar hatte er immer noch Bedenken, einen neuen Schnitt in die Wunde zu thun; doch bei weiterer Ueberlegung dachte er auch wieder, ein heftiges Uebel erfordert ein heftiges Heilmittel, worin ihm der Major seine vollste Zustimmung gab. Und so wurde denn von Seiten des Pfarrers bald unabänderlich die Vermählung Lenorens mit dem Conrektor Günther beschlossen. Der Major wünschte, daß sie sogleich morgen vor sich gehen möchte. Erhard äußerte auch seine Bereitwilligkeit, doch zugleich die Schwierigkeit in Betreff des vorher erst nöthigen dreimaligen Aufgebotes. Indeß da der alte Treunfels jede Verantwortung des gesetzwidrigen Verfahrens über sich nehmen wollte, so verstand sich Erhard dazu. Auch der Major war gesonnen, Wilhelmen sogleich nach seiner Ankunft zu einer angemessenen Heirath zu nöthigen, um so das alte Verhältniß zwischen ihm und Lenoren von Grund aus zu vernichten.

Sobald sich der Major entfernt hatte, eilte

der Pfarrer zu Lenoren. Er ſuchte und rief nach ihr eine Zeitlang vergebens. Endlich fand er ſie draußen in der Gartenlaube, den Kopf auf die Hand geſtützt und ſtier vor ſich hinblickend.

Nochmals ſtellte er ihr vor, wie unchriſtlich ſie handle, wenn ſie ſich gegen den Himmel auflehne, und dem Gebote der Pflicht kein Gehör gebe. Er ſagte ihr, wie dieſe Pflicht von ihr fordere, den Gedanken an eine durch Rang und Stand ungleiche und verſagte Verbindung aufzugeben, und dieß jetzt um ſo mehr, da ja der Gegenſtand ihrer thörichten Neigung wahrſcheinlich nicht mehr unter den Lebendigen wandele. Was der Himmel nicht freiwillig gebe, das laſſe ſich von ihm nicht erzwingen.

Sie ſtimmte ihm dießmal wider Erwarten in Allem bei, aber auf eine eigne Art, nur durch kurze Antworten oder bloßes Kopfnicken. Ihr ganzes Weſen kam zwar dem Vater etwas wunderlich und befremdend vor, indeß

ſetzte er das auf Rechnung ihres Schmerzes, auf deſſen höchſte Anſpannung jetzt eine Art von Erſchlaffung eingetreten ſchien. Die Ruhe und Gleichgültigkeit, die ſie zeigte, und die der Uebergangspunkt zu neuer heftigerer Seelenkrankheit war, hielt der dießmal nicht tief genug blickende Vater im Gegentheil für den Anfang der geiſtigen Wiedergeneſung, und glaubte ſie jetzt in ſo fern gefaßter als vorher, ſeinen Befehl anzuhören und zu erfüllen.

Und ſo geſchah es auch. Sie ſagte zu Allem ihr „Ja“ ohne Widerrede. Sie verſprach Günthers Gattin zu werden, und ihm ſchon morgen zum Altare zu folgen. Darauf ſchloß ſie der Vater zärtlich in ſeine Arme, nannte ſie ſein herzlich geliebtes, gutes Kind, und weinte vor froher Rührung, indem er ſie verſicherte, daß ihr auf dieſem Wege das ſchönſte Lebensglück erblühen würde, ein Lebensglück, das nur durch ihren kindlichen Gehorſam gerettet werden könne. Leonore zeigte keine Bewegung weder einer Freude, noch eines Schmerzes; aber dieſe Theilnahmloſigkeit, ſo

wie auch der seltsam-stiere Blick ihrer Augen fielen dem Vater weniger auf, weil er nur Angegriffenheit der Seele und Ermattung ihres innern Wesens darin sah, weßhalb er Lenoren, die ihm mechanisch folgte, nach sich zog, um sich durch Schlummer zu stärken.

Es war schon gegen Abend. Den Genuß einer Speise oder eines Getränks wies sie ab. Und so brachten sie die Eltern in ihre Kammer. Die Mutter wollte bei ihr wachen. Doch sie verbat sich's, mit der Versicherung, sie fühle sich ganz wohl. Nach der Entfernung ihrer Eltern, die von dem eigentlichen Zustande des Mädchens keine Ahnung hatten, sank sie erschöpft auf ihr Bett.

Drei- und zwanzigstes Capitel.

Das Wiedersehen.

Trotz der äußersten Abmattung blieb Lenore doch noch mehrere Stunden im wachenden Zustande. Ihr Geist war zu sehr angeregt, als daß er sogleich hätte zur Ruhe gelangen können. Tausend wilde Gedanken, Entschlüsse, Bilder und Phantasien wechselten mit Blitzesschnelle in dem nächtigen, dumpfen Chaos ihres Innern. Eine heftige Fieberhitze durchraſete dabei ihren Körper. Alle Kräfte ihrer Seele begannen aus ihrer gewohnten, geregelten Bahn zu weichen und sich zu der Unordnung des Wahnsinns zu verwirren.

Endlich — endlich schlief sie ein. Aber ihr leichter Halbschlummer war voll wüst-durcheinander jagender Träume. Bald sah sie Wilhelm an dem Arme eines ihr unbekannten Mädchens — bald lag er vor ihr auf einem

Schlachtfelde, blutend und röchelnd im Todeskampfe — bald rang sie mit Wasserfluthen — bald stürzte sie in tiefe Abgründe — bald flog sie in den Himmel — bald loderten um sie die Flammen der Hölle — bald drangen Mörder auf sie ein und durchbohrten sie mit unzähligen Dolchstichen — bald war sie auf dem Gottesacker und es reckten sich Hände aus allen Gräbern, um sie hinabzureißen — und als sie nun unten war, da liefen in langen unterirdischen Gängen scheußliche Larven vor ihr vorüber und Gerippe grinsten sie an und schlugen mit rasselnden Todtengebeinen auf sie ein — dann sah sie wieder ihre Eltern schneeweiß in zwei Särgen vor sich liegen, und ob sie gleich todt und eiskalt waren, so verdrehten sie doch die Augen und schnitten fürchterliche Grimassen. Endlich wechselte mit diesen Schreckensphantasien ein freundlicheres Bild.

Sie lag auf weichem Rasen am blühenden Ufer des Flusses und in Westen schwamm ein rosiges, sanft hinsterbendes Abendroth. Eine

lichte Wolke ſchwebte zu ihr nieder, und darin ſtand von goldenem Duft umfloſſen blühend und lächelnd ihr Wilhelm in göttlicher Schönheit. Und er zog ſie an ſeine Bruſt und küßte ſie, und während ſie an ſeinem Kuſſe zerſchmelzend ſtarb, hob ſie die Wolke mit ihm ſanft vor dem Abendſtern vorüber und in den Himmel empor.

Jetzt that es auf einmal einen fürchterlichen Schlag. Erſchrocken ſprang ſie aus dem Bette und lauſchte. Alles war ſtill. Hell ſchien der Mond. Es ſchlug draußen zwölf Uhr. Sie wollte ſich wieder niederlegen, als es auf einmal ganz deutlich unten dreimal klopfte, aufs Haar ſo, wie ihr einſt Wilhelm immer das Zeichen gegeben hatte. Ihr ganzes Weſen gerieth in eine mit keinen Worten auszudrückende Beſtürzung. Ungeſtüm riß ſie das Gartenfenſter auf. Und was erblickte ſie da?

Ihren Wilhelm zu Pferde, wahrhaftig ihren Wilhelm. Noch wollte ſie nicht ihren Augen trauen, aber als er ſie ſogar anredete

und ſie ſeine wohlbekannte Stimme hörte, da ſchwand jeder Zweifel.

„Wachſt Du, Lenore?“ rief er hinauf. „Haſt Du mich noch nicht vergeſſen? Wie iſt Dir's gegangen?“

„Biſt Du's wirklich, mein Wilhelm?“ erwiederte Lenore. „So in ſpäter Nacht! Ach ich habe viel um Dich gelitten! Wo kommſt Du her?“

„Wir ſatteln nur um die Mitternacht!“ murmelte Wilhelm ſeltſam; „ich komme von Böhmen! Hier iſt unſer Bleibens nicht! Komm, Liebchen, entflieh mit mir!“

„Ach komm herein!“ bat Lenore. „Die Luft geht ſo kalt draußen! Steig' herauf und komm in meinen Arm, geliebter Wilhelm!“

„Nein, ich muß fort! Willſt Du mit mir, ſo eile! Weit von hier will ich Dich in's Brautbett bringen! Komm hinter mich auf's Roß! Der Mond ſcheint hell! Wir und die Todten reiten ſchnell!“

„Wo iſt das Brautbett?“ frug Lenore mit Grauen.

„Hundert Meilen von hier! Still und kühl und eng!“

„Meinſt Du das Grab?“

„Komm, frage nicht!“

Schnell kleidete ſich Lenore an und ſprang aus dem Fenſter in den Garten herab. Wilhelm hob ſie hinter ſich auf's Roß, das nun fortflog über Mauern und Zäune im ſauſenden Galopp.

„Ach laß uns weilen!“ bat Lenore, nachdem ſie ein Stück geritten waren; „wir ſind ja nun ſicher; laß uns ein Weilchen koſen, trauter Wilhelm, und laß mich Dein liebes Antlitz einmal ſehen!“

„Uns iſt kein Aufenthalt vergönnt!“ erwiederte Wilhelm kurz und dumpf, und ſpornte den Rappen noch mehr.

Raben und Eulen flatterten krächzend um ſie her.

Jetzt erſcholl auf einmal eine Todtenglocke und der Choral: „Nun laßt uns den Leib begraben!“ ach, das tönte ſo bang und traurig wie die tiefklagenden Stimmen der Unken aus Teichen. Näher und näher kam's; es war ein Leichenzug mit Sarg und Todtenbahre.

Aengſtlich klammerte ſich Lenore an Wilhelm an. Jetzt waren ſie auf einem Gottesacker. Da thaten ſich alle Gräber auf, die Todten ſtiegen heraus und ritten auf feurigen Roſſen hinter Wilhelm und Lenoren drein.

„Wo führſt Du mich hin, mein Wilhelm? Und was wollen dieſe ſchrecklichen Geſpenſter?“ frug Lenore bebend.

„Graut Dir Liebchen? Der Mond ſcheint hell! Die Todten reiten ſchnell!“ war Wilhelms Antwort, und weiter und immer weiter ſprengte das ſchnaubende Roß, daß die Funken unter ſeinen Hufen ſtoben.

Jetzt kamen ſie am Hochgericht vorbei.

Da tanzten oben um das Rad im Mondſchein luſtige Geſpenſter.

„Komm mit, Du Geſindel!“ rief Wilhelm hin; „tanz' uns den Hochzeitreigen!“

Und Huſch! Huſch! wie der Wind kam das Geſindel nachgeraſſelt, und pfeilſchnell ging's immer weiter, vorbei vor Städten, Flecken und Dörfer, über Felder und Wälder, und Berg und Thal und Sumpf und Moor, in die Luft hinauf, und wieder herab, fort, fort, immer weiter fort, bis auf einen Gottesacker, wo Wilhelm vor dem Gitterthore eines Begräbniſſes anhielt.

Kalt blies die Luft; ſchauerlich blinkten die weißen Leichenſteine im Mondſchein; Alles war ſtill.

„Nun ſind wir am Ziele;“ hob jetzt Wilhelm an; „ich bin Dir treu geblieben; ich habe mein Wort gelöſt!“

„Wohin haſt Du mich geführt?“ frug Lenore ſchaudernd.

„An die Stelle der Ruhe, der ewigen Vereinigung!“ war Wilhelms Antwort.

Und mit Grauſen ſah jetzt Lenore, plötzlich fiel des Reiters Mantel und Kleidung ab wie Zunder, zum grinſenden Todtenſchädel wurde ſein Kopf und ſein Körper zum ſcheußlichen Knochengerippe, das ſie mit ſeinen dürren, klappernden Händen packte, um ſie mit hinabzureißen in ein offnes Grab.

Die Todten tanzten einen Kettentanz um ſie herum und heulten ein ſchreckliches Lied. Ein eiskalter Strom drang ihr in's Herz, ſie ſank nieder und ihr vergingen die Sinne.

Aber als ihr Auge brach, da trat ihr die erſte Lichterſcheinung wieder vor die Seele. Wilhelm ſchwebte wieder ſchön und lächelnd in holder Engelgeſtalt in einer goldenen Wolke zu ihr nieder, beugte ſich ſanft über ſie, und berührte ihre Lippen mit einem glühenden, langen, ſüßen Kuſſe, an dem ſie ſtarb. Dann fühlte ſie ein mit keinen menſchlichen Worten zu ſchilderndes geiſtiges Umfangen

und wechſelſeitiges Ineinanderſchmelzen der Seele in Seele, während deſſen es ſie empor-hob, leiſe und ſanft, immer höher und höher, bis ſich ihrem Blicke mit einemmale das gol-dene Jenſeits aufthat, das unſern Augen ver-ſchloſſen iſt.

Und ereignete ſich das Alles wirklich?

Früh fanden die Eltern die holde Blume verblüht.

Es war Alles ein Traum geweſen und zwar — ihr letzter.

In demſelben Verlage ſind auch noch folgende empfehlungswerthe Romane erſchienen:

Graf Branzka.

Ein geſchichtl. Roman aus Griechenlands neueſter Zeit

von

W. von Alben.

2 Theile. 8. 1828.

Die Stiefmutter,

oder

Edwin und Theodora.

Eine Erzählung

von

Armina.

8. 1826.

Das Feuerwerk,

oder

die ſeltſame Bekanntſchaft

von

A. v. Bühren.

2 Theile. 8. 1826.

Emilie Milde,

oder

des Schickſals Fluch.

Eine romantiſche Erzählung

vom Verfaſſer der Mahleiche, Auguſte Walther, Familie v. Homburg u. a. m.

2 Theile. 8. 1823.

Erich von Ulfingen.

Rittergeſch. aus dem 14. Jahrh.

2 Theile m. K. 8. 1826.

Das Salzbergwerk zu Wieliczka.

Anhang zur Fürstentochter

von

E w a l d.

8. 1827.

Die Rabennester u. Wachtelbuben.

Erzählung a. d. Anfange d. 15. Jahrh.

von

E w a l d.

2 Theile. 8. 1826.

Das betrübte Thorn.

(Jahr 1724).

von

E w a l d.

2 Theile. 8. 1826.

Die Entſcheidung des Augenblicks.

Roman

von

R. Fels.

8. 1826.

Berthold von der Nidda,

oder

die Horde im Schwarzwalde.

Von

C. Hildebrand.

3 Theile m. K. 8. 1826.

Die Familie von Manteufel.

Ein hiſtor. romant. Gemälde aus den Zeiten Friedrichs des Großen

von

C. Hildebrand.

3 Theile. 8. 1826.